

DIE FACKEL

Nr. 632-67

MITTE OKTOBER

1923 XXV. JAHR

Das österreichische Selbstgefühl

Anfang September

Alles, was sich je gegen die preußische Lebensrichtung in einem gewehrt hat, bäumt sich dennoch gegen die Zumutung auf, als »österreichisches Selbstgefühl« angesprochen zu werden. Der naturgebotene Widerwille vor allem Richtiggehenden könnte sich gar nicht ausleben, ohne des Abscheus vor einem Unwesen, das nicht einmal richtig stehen kann, sondern im günstigsten Fall nur, je nach Rasse, torkeln oder hatschen, unter allen Umständen und in jedem Moment erl habhaft zu sein. Mag man im Querschnitt des Weltruins noch so deutlich die hassenswerte Visage jenes Macher- und Aufmachertums erkennen, das österreichische Antlitz der Wurstigkeit, die sich so lange an das fremde Rückgrat angehalten hat, drängt sich doch in seiner vollen Verächtlichkeit vor und umso widerlicher in dem Fallotenstolz einer schäbigen Valuta, die dem ruinierten großen Bruder die kalte Schulter zeigt. Nichts Schmählicheres und zugleich Groteskeres hätte sich in diesem unwahrscheinlichen Europa begeben können als diese österreichische Selbstbesinnung. Mich wenigstens könnte das Entzücken der zwischen Kopenhagen und Athen ja auch hinlänglich vertierten Welt über ein Österreich, dem sie noch immer nicht die »Lustige Witwe« vergessen kann, die Affenliebe für ein Land, das die Chambres séparées besingt und sich durch die Intervention seiner Huren und Kabarettfatzken als erstes die Sympathie einer Feindeswelt errungen hat — mich könnte die

internationale Anerkennung, daß es nur ein Wien gibt, zwar mit dankbarer Befriedigung über diesen Ausnahmefall der Schöpfung erfüllen, aber keineswegs von dem Zwang befreien, beim Bekenntnis meiner Zuständigkeit schamrot zu werden. Und nun mehr denn je, wo diesem Deutschösterreich die Zurücksetzung des Deutschtums zustattenkommt und man in Gefahr ist, als Angehöriger eines Musterknabenpensionats von der Antipathie gegen jenes zu profitieren. Was könnte es Perverseres geben als eine diplomatische Weltverfügung, welche heute im Ausland den Tschechen zwar als den Vertreter einer Großmacht beglaubigt, deren nähere geographische Umstände unbekannt sind, aber als ehemaligen Teilhaber des allgemein beliebten Österreich willkommen heißt. Es soll sogar vorkommen, daß die große Welt sich bei ihm nach dem Befinden des charmanten alten Kaisers erkundigt, dessen Abdankung sie nur darum nicht erzwungen hat, weil er sie nicht erlebt hat, dessen Erinnerung sie aber doch in einem dankenswerten Zusammenhang mit Wiener Nachtlokalmusik bewahrt. Die Verlegenheit, die unsereins seit jeher vor der Welt empfindet, wird angesichts ihrer Dummheit, nicht das an diesem Wesen von einem Staat zu bemerken, was ihr das Haar sträuben würde, vermehrt: durch das Plus an mondialem Empfinden, das der geborene Antiösterreicher und wissende Österreicher vor ihr voraus hat. Man schämt sich zugleich für Österreich und für eine Welt, die nicht spürt, wie recht man hat. Kommt noch die Erniedrigung durch das Gefühl hinzu, gegen ein Deutschland ausgespielt zu werden, auf dessen Gnadenblick die Bundesbrüderschaft so lange angewiesen war, so ergibt sich eine Zwangslage, in der man es noch immer vorzieht, unter Hyänen und Schakalen zu leben als dort, wo man dergleichen für Schoßtiere hält. Ich habe die Letzten Tage einer Menschheit geschrieben, die nach ihrer Lustigen Witwe

Harakiri gemacht hat; ich habe getan, was ich konnte, um das Grauen ihrer Zentralregion zu verewigen. Aber ich möchte bei Gott nicht mit dem Verdacht auf die Nachwelt kommen, als ob ich die Erlösung vom preußischen Militarismus mit einer Renaissance des österreichischen Feschaks, dieses Brechmittels für die widerstandsfähigsten Bewohner der Hölle, bezahlt wünschte. Der Einheitsknödel, den der neudeutsche Mann als Gesicht führt, hat mir noch nie die Sehnsucht rege gemacht nach den Individualitäten, deren jede, zugegebenermaßen, ihren Spezialknödel hat; im Gegenteil, ich finde das andere System praktischer. Daß mir das Leben unter nummerierten Larven erstrebenswerter scheint als unter den fühlenden Brüsten der österreichischen Kultur, der vollkommenste Zusammenbruch Deutschlands mir wie der Inbegriff der Ordnung vorkommt neben einem sanierten Pallawatsch und die Intelligenz eines Berliner Liftjungen beträchtlicher als die eines österreichischen Verkehrsministers — daran lasse ich auch nicht den leisesten Zweifel tippen und ich halte die Frage des Anschlusses nicht etwa für verfrüht, sondern geradezu für vorlaut, solange sie von den Teilnehmern eines Staatslebens aufgeworfen wird, für das zunächst und in jedem einzelnen Falle der telephonische ein Problem ist. Wohl werde ich als der einzige Wiener ungemütlich, wenn ein Preuße es unternimmt, hier scherzhafte Beobachtungen anzustellen und die Beziehungslosigkeit zu den erlebten Dingen als Überlegenheit aufzumachen, also das tut, wodurch er sich, in seiner Sprache zu reden, »hier unnütz macht«. Aber damit will ich, der die Beschmutzung seines eigenen Nestes durch Fremde und Unbefugte perhorresziert, keineswegs der Meinung verdächtig sein, daß sich der Wiener hier nützlich mache. Sein Überlegenheitsanspruch gegen Berlin, seit jeher eine Anmaßung, ist heute einfach eine Unappetitlichkeit.

Darum hat Herr Rudolf Hans Bartsch nicht die geringste Chance bei mir, wenn er von der Weltwarte der Grazer Tagespost das »österreichische Selbstgefühl« — es sollte als das eines Nichts durchbohrend und nicht nach außen aggressiv sein — gegen reichsdeutsches Wesen aufruft. Mit unseren Kulturrerrungenschaften lasse er sich heimgeigen, denn auf anderem als musikalischem Gebiet, das heißt jenem, wo die Musi mit dem Gspusi harmoniert, werden sie schwerlich zu entdecken sein. (Im Stolz der Schnitzler'schen Wienerin auf die Gipsbüste Schuberts scheint mir dichterische Intuition dem »Dreimäderlhaus« vorzugreifen.) Was die Wortkunst betrifft, so klafft hier keine so große Kluft zwischen Schöpfung und Niveau wie draußen. Von Grillparzer bis Hofmannsthal — von Herrn Bartsch nicht zu reden — dürfte Österreichs Bestreben, mit einem Klassiker an die deutsche Literatur angeschlossen zu werden, als kulturgeschichtliche Drolerie in einer Fußnote Geltung erlangen und der Zufall Nestroy, der singuläre sprachschöpferische Wert, der hier zur Welt kam, möchte vor allem durch die Stellung der Nation zu ihm entscheidend sein: es gelang ihr, ihn bei ihr beliebt zu machen. Immerhin kann man einräumen, daß das österreichische Geistesleben engeren Zusammenhang mit der Heurigenpoesie hat als das deutsche mit Goethe. Es mag auch sein, daß alles in allem hier mehr Leute die Memoiren des Scharfrichters Lang, des Mannes, dem schon als Henker Battistis die österreichischen Annalen offen stehen, gelesen haben, als drüben die »Pandora«. Vor der Einwirkung geistiger Ereignisse auf den Kulturstand eines Volkes ist mein Blick grundsätzlich getrübt und alles, was in diesen Belangen von professionellen und virtuellen Leitartiklern vorgebracht wird, scheint mir entweder Mumpitz oder Pflanz zu sein, je nachdem. Der Anspruch finde hinter den Ornamenten der Bildung seine Genüge an den seelischen Dingen, wie sie aus der Natur

in Erscheinung treten. Man kann von Glück sagen, wenn dieses Österreich im Kampfspiel des Friedens sich zu der alles niederwerfenden Parole bekennt: »Heute spielt der Uridil«. Doch das Bild, das jenen Henker im Triumph der Lebensfreude über seinem Opfer, flankiert von Mitgenießern, darstellt, sagt mehr aus über die Gemütsart zwischen Inn und Leitha als die Tatsache, daß hier Mozart und Beethoven geschaffen haben. Und mit seinem Appell an das österreichische Selbstgefühl, das doch in diesem Bilde zu einem gleichsam definitiven Ausdruck gelangt, hat Herr Bartsch auch dann bei mir kein Glück, wenn er auf den Vorhalt der österreichischen Battisti-Niedertracht erwidert:

Die Schändlichkeiten mit Battisti, gehören die hieher? Waren sie nicht gerade stinkender Atem jenes Staatswesens, das ausgeröchelt hat und dessen Ende ich als Anfang eines neuen, besseren Volkes begrüße?

Herr Bartsch irrt zwiefach. Denn nicht nur, daß man dann zugunsten des deutschen Wesens (an dem die Welt, wie sich nunmehr herausgestellt hat, nicht zu genesen gedenkt) einwenden könnte, daß es ja als Staatswesen gleichfalls etwas durchgemacht habe — man könnte sogar sagen, daß der Typus des lachenden Henkers mindestens so sehr nach Deutsch-Österreich zuständig ist wie nach jener Monarchie, die ihn im Weltkrieg gegen ihre Nationen mobilisiert hat. Wenn wir also auch ein herziges Staaterl geworden sind, ganz stad im Konzert der Mächte und nur noch mit der spezifischen Musik in deren Herz uns dudelnd, so dürfte uns — wenigstens auf dem Kulturniveau unter christlichsozial-großdeutschen Auspizien — kaum die innere Möglichkeit zu einer Gruppenbildung, wie sie auf jenem Bilde verherrlicht ist, abzusprechen sein. Zwar, Leichenalleen mit hängenden Tschechen, Ruthenen oder Serben, deren Gesicht von einer Tafel verdeckt ist, auf der in allen

Sprachen der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder mitgeteilt wird, daß es »Vaterlandsverräter« sind, werden, das hat Gott gewaltet und waltet er auch fürder, von keinem Kriegsarchiv mehr photographiert werden. Aber der Ehrgeiz, bei einer blutigen Hetz, die ein anderer Zufall als der eines Armeeoberkommandos gebieten könnte, auf die Platte zu kommen, dürfte kaum mit der Regierungsform zum Teufel sein. Gerade weil diese durch die Jahrhunderte die Bestialisierung der Gemüter besorgt hat, wird, je mehr österreichisches Selbstgefühl, umso eindrucksvoller im gegebenen Falle das diesbezügliche Antlitz vom vollbrachten Werke zeugen. Man muß sich nur einen Pogrom vorstellen, um auch die Photographie dazu zu haben. Und man braucht nur die Perspektive zu ziehen, die das Kulturbildchen eröffnet, mit dem Kasmader kürzlich in meine sauer verdiente Sommerruhe hineinlangte. Ein mit grellsten Schönflugfarben geschmücktes Kuplet aus dem Jahre 1914, »Friedenskuplet« betitelt, das besser als jeder Höllenbreughel unsern geistigen und moralischen Zustand jener Tage abkonterfeit. Das Titelblatt: Oben ein ganzer Ochs auf einem Teller, von dem Sosss bidee herunterrinnt; im Fleisch des lebendigen Tiers stecken Messer und Gabel. Ein k. u. k. Wunschtraum aus der Durchhalterzeit. Darunter, mit dem K des Wortes »Kuplet« durch ein zierliches Mascherl verbunden, eine Kaisersemmel nebst einem Kipferl und einem Salzstangerl; dann eine Champagnerflasche und daneben noch eine umgeworfene, denn der Champagner soll in Strömen fließen; ferner ein Jockey (sprich: Schokai), der durch die Freudenau hetzt; ein Büblein mit einer Milchkanne; schließlich als höchster der Friedensgenüsse ein Automobüll, in dem eine Lebedame sitzt, ein sogenanntes Pupperl, eine Mai-Tresse, und das er ihr offenbar aus dem Grunde gekauft hat, weil es damals noch

nicht vüll gekostet hat. Preis des Kuplets: 20 Heller, »Volksausgabe«. Darin wird dargestellt, unter welchen Bedingungen — dies der Refrain — wieder »Frieden auf der wunderschönen Welt« ist. Nicht, wenn die so beschaffene Monarchie, die solchen Hinterlandsdreck in ihrer größten Zeit hervorgebracht, geduldet, bejubelt hat, Galizien und das Trentino hergibt, was ihr ja nach Millionenopfern doch nicht erspart bleiben wird, sondern:

wenn man erst mit einer Nimphe
in der Nachbar sitzt bis fünfe
bei 'ner guten Flasche Hindenburgeff grün

Oder:

Wenn man kriegt die Auslandspässe
Und der Held der »Freien Presse«
Roda Roda auf dem Ring spazieren geht
Wenn die Heldenväterbusen
Von den Heldentaten schmusen

Oder — nach dieser frühzeitigen Selbstbespeigung der Glorie — in einem noch dunkleren Gaunerjargon:

Wenn der Typ der Steeplechase
Kriegt vor'm Ziel ein Schippel Stöße,
Und der Szente in den Wassergraben fällt,
Wenn man dann vom Schlag gerührt ist,
Weil der Bucki palisiert ist

Und zwischen dem Rothschild, der »wieder Rindfleisch sich bestellt« (was er vermutlich auch in der Zeit der Fleischkarte getan hat) und der Frau Pollak — der nächst ihr populärste Schlager dieser Kaiserstadt, die es Gottseidank nur in einem Exemplar gegeben hat:

Wenn vom Fackel-Kraus 'ne Nummer,
Wieder rauskommt rot wie 'n Hummer

Aber wiewohl sie doch wirklich herauskam und die abgrundtiefe Gemeinheit dieses Hinterlands ihm in die Seele, die es nicht hatte, ununterbrochen eingebrannt hat — ein Verfahren, das hier freilich nur Eindruck macht, wenn es auf die Zuspeis angewendet wird —: die Feinde waren

selbst mit solchem Anbot nicht zufrieden und ließen noch vier blutige Jahre vergehen, bis dieses Österreich ganz andere Schätze als die Fackel herauszugeben hatte. Und sogar das Folgende imponierte ihnen nicht:

Wenn es klar wird allen Leuten:
Einen Wilhelm gibts den Zweiten,
Einen zweiten Wilhelm gibt es niemals nicht!

Was allerdings wieder ein Glück im Unglück bedeutet hat. Aber der Kretin, der's mir in Erinnerung bringt, hat — heute noch — den »Einen« unterstrichen. Und der Schluß (den wieder ich unterstreiche) lautet:

Wenn am Ring die Fahnen fliegen
Und nach diesen großen Siegen
Unser tapf'res Heer in Wien den Einzug hält;
Wenn ein Schrei von Hunderttausend
Grüßt die Sieger wild und brausend,
Dann ist Frieden auf der wunderschönen Welt.

Genau so ist es gekommen: die Hunderttausend, die obern, haben die Katzelmacher als die Sieger begrüßt, denen sie die Stiefel leckten und gleichfalls »Saisonschlager« widmeten. Aber die Prophezeiung — denn dieser da gehörte zu den »pappulären« — war im Herbst 1914 in allen Nachtlokalen gegröhlt worden. Daß sie nicht buchstäblich in Erfüllung gegangen ist, wer ist schuld daran? Kasmader versieht die Stelle — in Schreibmaschinschrift, die das Inkognito des Vaterlandshelden wahren soll — mit der Randbemerkung:

Das haben die Krause verhindert, wofür sie weggemacht gehören!
Daß ich den Kaiser auf Madeira — der ohne seinen Ausflug heute noch im Kreise der Seinen in Prangins säße — getötet habe, ist in Kasmaders Blättern schon enthüllt worden. Daß ich aber auch der Dolchstoß bin, der verhindert hat, daß die Erwartung der Anhänger der Resitant und des Rockenbauer in Erfüllung gehe und eine verhungerte, durch die Dementia von Generalen, die

später zumeist im Lift oder auf dem Trottoir gefallen sind, zusammengeschmolzene Armee mit Lorbeerreisern an der Sirk-Ecke vorbeiziehe, wo zahlreiche Vorgesetzte sie schon den ganzen Krieg hindurch erwartet haben: diese Version ist neu. Auf der Rückseite des Friedenskuplets sind von den gleichen und andern Schöpfern noch als Dokumente jener glorreichen Zeitstimmung: »Marianka's Feldpostbrief« und »Wien wird bei Nacht erst schön«, zu beziehen durch alle Musikalienhandlungen, angekündigt. Wahrscheinlich durch meine Schuld mußte vier Jahre später — just in jener Zeit, da unser tapfres Heer in Wien den Einzug halten sollte, aber zum Glück auch nicht die Besorgnis in Erfüllung ging, daß es alles kurz und klein schlagen werde — das schöne Nachtleben Wiens mangels Kohle bereits um acht Uhr zu Ende sein. Auch die Kaisersemmel erschien so bald nicht wieder und von allen Friedenssymptomen trat eigentlich nur die Fackel-Nummer in Erscheinung, die sich aber auch schon durch die Permanenz der österreichischen Glorie nicht hatte abhalten lassen zu erscheinen, so daß sich immerhin im k. u. k. Kretin die Vorstellung herausbilden konnte, daß eben sie an dem Ausfall all der anderen Kulturgüter Schuld habe. Das Friedens-Kuplet wäre an und für sich bloß ein Dokument des österreichischen Selbstgefühls jener Tage; der Geist aber, der es heute zitiert und in Verbindung mit mir bringt, läßt wohl auf ein österreichisches Selbstgefühl schließen, wie es sich Herr Bartsch nicht schöner entwickelt denken könnte, wiewohl es doch offenbar auch von dem stinkenden Atem jenes Staatswesens, das ausgeröchelt hat, herübergeweht erscheint. Kasmader, der keinen bessern Zephyr kennt, verabsäumt nicht, das Friedenskuplet, das auf dem Titelblatt als »Saison-schlager« bezeichnet ist — hätten in eben jenen Wochen die Russen diese Funktion übernommen, so würde es heute höchstens 30 Heller kosten und

seine Erwartungen wären mit Ausnahme der letzten erfüllt —, Kasmader also verabsäumt nicht, es »Karl dem Krauslichen« zu widmen. Es ist der elementare Kurzschluß, der sich im Gehirn des Reichspostlers vollzieht, wenn es nur an den Namen »Kraus« anstößt, auch ohne die ihm wohlgefälligen Kriegsgreuel zu assoziieren. Schon als Kasmader auf der Volksschulbank neben mir saß, hat er dieses Bonmot geprägt und es seither durch alle Stadien seiner Karriere bis zum Finanzbezirks-aushilfsmonarchisten in Ehren gehalten. Jetzt ist er es seinem Kaiser schuldig und das Porto bezahlt die Zita. Er entschließt sich aber auch noch, auf einem Beiblatt, zu der folgenden Herausforderung:

Wann wirst du endlich dieses Land verlassen?

Du Gesinnungsstrolch!

Was da am Einband zwei Gabeln drinnen stecken hat, ist mir weit sympathischer wenn es auch von der Sprache noch weniger als du weiß!

Mache dich gefaßt, daß du in deinem nächsten Gemauschel von mir ein paar Zwischenrufe abkriegst.

O h a.

Das muß nicht von dem außerordentlichen Satiriker sein, der seinerzeit in den ‚Wiener Stimmen‘ gesprudelt hat, sondern es handelt sich wohl um ein allen arschen Köpfen gemeinsames und geradezu obligates Pseudonym. Auch an der ‚Muskete‘ hat seinerzeit ein Geißler der Sitten mitgewirkt, welcher sich hinter diesem Capriccio von einem Namensscherz verbarg, der, wie avanciertere Leser unschwer merken werden, den glücklichen Zufall, daß der Satiriker O. H. heißt, mit der in Wien üblichen Entschuldigung des Anoder Aufstoßens zu einem kecken Einfall verknüpft. Es ist aber sicher, daß in Unkenntnis dieses Umstandes seither alle satirisch bestrebten Katholiken das Pseudonym bevorzugen, ja es scheint geradezu eine satirische Zwangshandlung vorzuliegen, und erstaunlich genug bleibt, daß daneben der nom de guerre »Bumstinazi« so wenig Zuspruch findet. Alles in allem sind diese launigen Seitensprünge

Folgeerscheinungen der stabilisierten Krone und des mit ihr erstarkten österreichischen Selbstgefühls, sie erklären sich unschwer aus der Atmosphäre eines von den Amtsstunden her an allerlei Schabernack mit den Parteien gewöhnten Typus und aus der kulturellen Ausstrahlung einer Ministerbank, von deren meisten Insassen ich überzeugt bin, daß sie einen unerwartet eintretenden Regen als satirisches Motiv empfinden und demgemäß mit den Worten »Ah, sie regnet!« begrüßen werden. Wie dem immer sei und wenn auch die österreichischen Minister vielleicht doch nicht so geistreich sein mögen wie sie aussehen, so ist es gleichwohl eine neckische Gegenwart, in der wir leben, und der Mann, der mir schreibt und den ich ganz gewiß noch besser kenne als er mich, wiewohl er eine Maske trägt, scheint ein Vaterland zu haben und auch Ursache, es zu lieben. Der Ochs dagegen, der »am Einband« zwei Gabeln drinnen stecken hat, versteht zwar von der Sprache noch weniger als ich, aber er würde es anderseits auch verschmähen, von ihr in anonymen Briefen den Gebrauch zu machen, zu dem er eben noch befähigt ist, denn seine Einfalt bedeutet im Gegensatz zu der menschlichen einen moralischen Vorzug. Also kündigt der immerhin verborgene Bekenner einer guten Gesinnung mir, dem Gesinnungsstrolch, an, daß er, wenn ich als Sprecher hervortrete, mir mit Zwischenrufen aufwarten wird, und scheint nicht bedacht zu haben, daß die Ausführung Mut erfordern würde, da sie nebst den in meinem Raum unvermeidlichen Folgen doch wohl zur Agnoszierung eines der Banditen beitragen könnte, gegen deren Drohungen die Staatsanwaltschaft in meinem Fall so geringes Animo bekundet.

Selbst wenn darum das Versprechen so wenig zur Erfüllung gelangen sollte wie die Erwartungen des Friedenskuplets und auch der Wunsch unerhört bliebe,

der sich in der Erkenntnis ausdrückt, daß ich aus eben diesem Grunde »weggemacht gehöre«, so wird Herr Bartsch doch nicht leugnen können, daß wenigstens seine Hoffnung auf ein Erstarren des österreichischen Selbstgefühls in solchem Falle keineswegs enttäuscht wird. Er hat aber auch dann keine Aussicht, mich für die Sache zu gewinnen, wenn er die Erinnerung an den Fall Battisti — und er stellt ihm die deutschen Untaten in Belgien gegenüber, ohne zu bedenken, daß doch in der Fixigkeit, dem Henker den Photographen zu attachieren, Austria als in orbe ultima dastand — wenn er also jenes recht lückenhafte Geständnis, das nur die Tat, nicht den Stolz auf sie einschließt, durch die Worte zu retouchieren sucht:

Für die Annäherung solcher Scheußlichkeiten bedürfen wir diese neuerliche Erinnerung, gegen meine autoptischen Erfahrungen, nicht, denn wir hatten in Österreich ohnehin ein Genie dafür, wie kein anderes Volk dergleichen je hatte: Karl Kraus. Ich sehe in diesem Manne mehr als einen bloßen Menschen. Er ist das fleischgewordene Gewissen eines gewesenen Volkes! Wo es aber ein so furchtbares böses Gewissen gibt, da ist auch Zeit für die guten Gewissen, zu reden und zu zeugen. Ich möchte übrigens doch einmal wissen, wie es kommt, daß man einem Volke eine ihm gar nicht typische Scheußlichkeit, nachdem sie ohnedies von einem Genie gebührend aufgezeigt worden ist, zwei- und mehrmals vorhalten darf, während der erste Versuch, dem Österreicher zu sagen: Du bist besser als der Preuße, wenn du dein bestes Wesen erkennst und pflegst, augenblicklich auf Widerspruch, ja auf Verdächtigung stößt.

Herr Bartsch irrt, wenn er meint, daß meine Arbeit in einer »Annäherung« besteht, daß zu dieser nicht bloß Geschicklichkeit, sondern Genie erforderlich wäre, und vor allem, daß wir in Österreich ein solches Genie »hatten«; er setzt wohl ohneweiters voraus, daß es, nachdem es sein Jahrhundert in die Schranken gefordert und hinreichend angenagelt hatte, Arm in Arm mit jenem Henker in die Pension gegangen sei, weil es die Züge einer gar nicht typischen Scheußlichkeit im neuen Österreich unmöglich

wiederzuerkennen vermöchte. Denn das Volk, das zu mahnen es eingesetzt war, sei gewesen; das böse Gewissen des Österreichtums habe in der Welt der Republikaner Seipel und Funder ausgeschlagen und es sei nun hohe Zeit, daß das gute, welches da Bartsch genannt wird, zu Wort komme. Nun, wäre dieses gute Gewissen ein Künstler — in eben dem Maße als das böse nicht bloß die Fähigkeit hatte, die Bilder der Zeit an die Wand zu hängen, sondern auch zu malen —, so könnte man es mit dem Rat, zu bilden und nicht zu reden, auf seine natürliche Bestimmung verweisen, ein sanftes Ruhe-kissen zu sein. Aber da dieses zumeist nur die Zuflucht der Leute ist, die die Romane des Herrn Bartsch lesen, so kann man halt nichts machen. Er appelliert an das österreichische Selbstgefühl und ist der festen Überzeugung, daß der Wesenswert, den es bejaht, von dem »stinkenden Atem jenes Staatswesens, das ausgeröchelt hat«, unberührt sei. Und ahnt gar nicht, wie das wahre österreichische Selbstgefühl dieser Konstruktion spottet und in natürlicher Entfaltung einem einzigen Anschluß zustrebt: dem an die Vergangenheit. Der Präsident einer Republik, die ein harter Friede mit dem ganzen Verbrechen dieser Vergangenheit belastet hat, hatte neulich, bei Eröffnung der Kriegsbildergalerie des Heeresmuseums — und er beschränkt sich in solchen Fällen nicht darauf, »Es war sehr schön« zu sagen —, den sinnigen Einfall des folgenden Bekenntnisses: Ich glaube, daß der Krieg, der uns aufgedrängt wurde, trotz seines ungünstigen Ausganges uns mit Stolz erfüllen muß.

Demnach bliebe nichts zu wünschen übrig als der Majestätsbeleidigungsparagraph, um ihn unter dem Eindruck eines solchen Diktums übertreten zu können. Aber sollte hier nicht dem österreichischen Selbstgefühl geradezu vorgeschrieben sein, sich in der Identifizierung mit jenem Staatswesen, das ausgeröchelt hat, zu betätigen?



Man sieht, wie verschiedene Denker es verschieden denken. Wie dem immer sei, Herr Bartsch hat durch seine Art, das österreichische Selbstgefühl zu wecken, von dem er glaubte, daß es einen Wert zu notieren habe, der bereits 150 Mark entsprach, also hauptsächlich durch den Zeitpunkt seines Appells einiges berechnete Aufsehen erregt und man muß schon sagen, daß die Gesinnung, die sich heute des Nichtanschlusses freut und damit nicht hinter den steirischen Bergen halten kann, wirklich jene Qualität beweist, der der Herr Bartsch zur Anerkennung verhelfen will: das echte Österreichertum. Denn ganz abgesehen davon, daß zwölf aus der Steiermark auf ein Dutzend gehen und selbst heute noch nicht so viel wert sind wie einer aus der Mark, wenn er etwa Fontane heißt, befindet sich das Deutschtum, dessen Anschlußwürdigkeit nun von den Leuten erörtert wird, die es nie nach der ihren gefragt hat, augenblicklich in einer wengleich selbstverschuldeten Abwehrstellung und muß waffenlos, auf nichts gestützt als auf seine heillose Ideologie, etwas wie jenen heiligen Verteidigungskrieg führen, mit dem sein Wahn 1914 die Welt überzogen hat. Da muten denn die Versuche eines von Natur fragwürdigen Österreichertums, sich an der zerschmetterten Schulter zu reiben, wie eine Variante der Variante an, die ein Nestroy'scher Filou zu dem edler gearteten Genossen spricht: »Ich habe die Not mit Ihnen geteilt, es ist jetzt meine Pflicht, Sie auch in den guten Tagen nicht zu verlassen!« Und wirken so unerquicklich wie die Selbstverteidigung, die Herr Bartsch gegen die Vorwürfe von nationaler oder antiösterreichischer Seite unternimmt:

... Ich frage: Wer hält die Grenz wacht des Deutschtums im Süden besser? Wer dem ganzen Volke ein paar Millionen Bücher in dessen Sprache gibt und ihm ein Bild unseres Südens gab, das draußen Liebe und Achtung erregte, oder wer dies Volk verkleinert?

Er hat sich, wie man zumal hier gewahr wird, in ein Gedränge der Begriffe Volk, Staat, Deutschland, Preußen eingelassen. Ich nun hatte neulich aus einem Interview mit Herrn Bartsch dessen Erklärung übernommen, er sei ein Führer des deutschen Volkes, »unter dem zwanzig Millionen Bücher, Kinder seines Geistes, verbreitet«, und wohl die Führerschaft, aber nicht deren Begründung angezweifelt. Es war ein Versehen, in dem Zitat nicht gleich die Übertreibung »anzunageln«, die jedoch immerhin durch ein Mißverständnis des Steirers, der mit dem Führer des deutschen Volkes konversierte, zu erklären sein mochte. Nun aber beruft sich Herr Bartsch in eigener Diktion fast auf die gleiche Zahl der Kinder seines Geistes. Es wäre ein Nationalunglück — annähernd in den Maßen der Japan-Katastrophe —, wenn Herr Bartsch dem ganzen Volke auch nur »ein paar Millionen« Bücher geschenkt hätte, denn er hätte es nicht in dessen, sondern in seiner eigenen Sprache getan, die nicht davor zurückschrickt, das preußische Selbstgefühl das »ungerechtfertigste« zu nennen und »von dem« zu reden, »an dem« wir alle unausgesetzt arbeiten. Freilich scheint auch in diesem Fall das deutsche Volk, das ja solche Sprache goutiert, es sich selbst zuschreiben zu müssen. Herr Bartsch versichert, er habe keinen Grund, persönlich gereizt zu sein, und erzählt zum Beweise der Sympathie, die man ihm gerade in Deutschland entgegenbringe, eine Geschichte, die wohl alle Kriegsgreuel, die er den Preußen nachsagen könnte, in Schatten stellt:

... Ich ließ und lasse meinen Volksstamm nicht auf Kosten eines anderen heruntersetzen, der der Erde erst einmal wirkliche Gaben bieten muß.

Also Gaben, mit denen man sich wohl bei der Erde für die wirklichen Gaben der Erde revanchiert, zum Beispiel für Kartoffeln. Und etwa von der Qualität der Werke des Herrn Bartsch, zu deren Verständnis

— wenn schon nicht zu der Fähigkeit, sie hervor-
zubringen — die Preußen sich immerhin aufgerafft
haben:

Ich selber bin draußen sehr, sehr viel besser behandelt worden als
in der Heimat, und vor einem Thronfolger sagte mir ein deutscher
Offizier: »Für Erscheinungen wie die Ihre führen wir diesen Krieg, damit sie uns erhalten bleiben
und uns ins Blut gehen.«

Nun weiß man endlich, wofür dieser Krieg geführt wurde! Aber freilich auch, warum er verloren gegangen ist. Zehn Millionen Mütter von toten, blinden oder verkrüppelten Söhnen — etwa so viele, als Bücher von Bartsch in Deutschland verbreitet sein sollen — und alle Erben des Jammers, der sich in der weiten Welt an das Ereignis knüpft, empfangen den Trost, daß der Krieg, dessen völlige Sinnlosigkeit den Schmerz bis zur Verzweiflung gesteigert hat, unternommen wurde, damit uns Erscheinungen wie Herr Rudolf Bartsch — der deutsche Offizier schwieg von Otto Ernst — erhalten bleiben, und daß so viel Blut fließen mußte, damit jene uns ins Blut gehen. Mehr Bartsch ins Blut! war Kriegsparole. So haben die deutschen Offiziere — und solche, die ihrem ruchlosen Handwerk schon etwas wie eine kulturelle Bestimmung zuwiesen — in Gegenwart der Thronfolger gesprochen. Und Herr Bartsch, der bei den Worten des deutschen Offiziers nicht in die Erde sank — nicht einmal dort, wo sie zu diesem Zweck Schützen-
gräben offen hielt: denn er sollte uns ja im Gegenteil erhalten bleiben —, und der eben diese Offenbarung des Sinnes der kriegerischen Aktion nicht als die Besiegelung ihres Wahnsinns empfand, nahm das Kompliment etwa so hin wie ich das seine und ohne sich dadurch in der schonungslosen Beurteilung dessen, der es aussprach, irremachen zu lassen. Nicht eben daran erkennt er, wes Geistes die deutschen Offiziere waren, sondern trotzdem. Denn

alles Entschädigungen für Sklaverei und Armut im Geiste, alles ideelle Güter, die erst durch ihre Verkürzung den wahren Besitz zu garantieren scheinen. Von solchen Erfindungen, das Leben zugleich zu verzieren und zu belästigen, war wohl die militärische durch die stupidisierende Wirkung, die nebst der Lebensgefahr von ihr ausging, die weitaus unerträglichste; in ihr schienen Ausbau und Vertiefung der Welt zum Irrenhaus bis zu dem Punkte erreicht, daß man oft Mühe hatte, die Geste, mit der die Teilnehmer die Hand an die Stirn führten, als Gruß ~~oder Ausdruck der Ergebenheit~~ zu erkennen, und daß während des Weltkrieges, wo doch so ziemlich alle in Teilnehmer verwandelt waren und alle ein Vorrecht der Ehre voreinander voraus hatten, von der Zeit, die auf das gegenseitige Salutieren verwendet wurde, keine übrigblieb, ihn zu gewinnen, und so die einzige Ehre, die sie noch hatten, den armen Narren in Verlust geriet, damit nach all dem Aufwand von falscher Ehre der Satan einer Menschheit die wahre erweise: die letzte.

H 5

Nun sollte man wohl meinen, daß kein größeres Glück denkbar wäre in einer Zeit, in der die Krone noch so tief fallen könnte, wenn nur die Krone, die dies und alles andere ermöglicht hat, nicht mehr stabil ist, kein größeres Glück als das Bewußtsein, daß jene farbigen Gespenster aus unserem Gesichtskreis, ja fast schon aus unserer Vorstellung verschwunden sind. Wir haben eine kleine Wehrmacht, die ohne Anspruch auf pathetische Umschweife und keiner Lorbeerreiser eingedenk, berufen ist, den Schutz der durch die größere Wehrmacht verengten Grenzen auszuüben, ein paar Soldatenschinder aus der guten alten Zeit haben sich in sie hinübergerettet, aber im übrigen ist mit den Opfern der Wirksamkeit auch die Erinnerung an den Beruf begraben. Wohl ernten dessen Träger vielfach Mitleid, weil sie, das natürliche Risiko der eigenen Wahl tragend, durch die

Entwicklung der Dinge genötigt waren, sich in nützlicheren Berufen umzutun, doch ihre Gesamttätigkeit erscheint in den Annalen hinreichend durch die Erkenntnis gewürdigt, daß man nicht generalisieren darf (derf man denn das?). Ein höheres Hochgefühl, als sich täglich beim Erwachen zu sagen, daß wir wenigstens keinen obersten Kriegsherrn mehr haben und infolgedessen auch nicht die andern Herren, die seinen Rock tragen würden, könnte es selbst in der sichern Erwartung des täglichen Jammers nicht geben. Was hat uns in Zeiten, wo wir solche Herren hatten, aus dem Schlaf gerissen und mit der Gewißheit überrumpelt, daß wir sie haben? Wenigstens jene von uns, deren Fenster auf eine Straße gehen, durch die unausgeschlafene Infanteristen, hinter ihnen ein berittener Antreiber, zum wichtigsten Tagwerk getrieben wurden? Der Fußmarsch. Und was reißt mich, heute, da durch den Busen unseres Ministers für Heerwesen, der sich für einen Kriegsminister hält, die Nostalgie nach den Kinkerlitzchen und den Geräuschen der alten Glorie schleicht wie sonst nur der Bolschewismus — was reißt mich nun wieder aus dem kaum errungenen, von ganz und gar vaterlandsloser Geistesarbeit verdienten Halbschlaf? Der Fußmarsch.

Tatara ra ta ta ta taa
tatara ra ta ta ta taa
tata tararara ra ta taa
tatara ra ta t a a —
tatara ra ta ta ta taa
tarara ra ta ta ta taa.

So ungefähr. Kennt man es nun? Die Melodie hat den Reiz, daß der Trompeter, selbst wenn ihm ein Ton ausrutscht, sie gar nicht verfehlen kann. Es ist die heftigste Verdauungsbeschwerde, mit der die Großmutter des Teufels auf Salvators Dörrgemüse reagiert. Das höllische Ohr, das im Lande

Mozarts und Beethovens den Ton erlauscht und als ermunterndes Signal für totmüde Fußtruppen bewahrt hat — welchem Menschen von Fleisch, Blut und Nerven hat es gehört? Er war ein Genie der Formung des endgültigen akustischen Ausdrucks für Österreich, dem nicht, wie der Hermann Bahr wähnt, das Barock, sondern der Fußmarsch wie angegossen sitzt. Alles klingt und schwingt darin, was uns, die wir in die Welt Nowotnys von Eichensieg geboren wurden, von solcher Geburt an verhaßt ist: es ist die Symphonie der Musterungen, das hohe Lied des Einrückendgemachtwerdens, die Rhapsodie der Scherereien. Der böse neckende Kretin, der nicht so will wie wir wollen und uns gerade dabei erwischt — er ist schon wieder da. Sein Rhythmus ist es. Es geht zurück bis auf »Vatter, Vatter leih mir d' Scher«. Es ist die freudige Bereitschaft darin, fremden Schaden durch die eigene Wurstigkeit gutzumachen. Ich höre den Text etwa so:

Wärscht net aufigstiegen, schmecks,
 nacher wärscht net abigfalln.
 Hast dir 's selber zuzuschreiben,
 wirst scho sehn, ujuh!
 Mir is eh scho alles wurscht,
 ja da kann ma halt nix machen.

Die letzte Zeile ad libitum auch: Ihr könnt's alle gern mich haben. Dieser letzte Seufzer einer Gemütsverfassung, die sich und alles gehen läßt, ist noch dazu der Inbegriff aller österreichischen Staats- und Kriegsführung, deren Durchhalten das Fortwurschteln war, ist das sich selbst gestellte Ultimatum. Ich glaube, der Erzherzog Friedrich hat es in jüngeren Jahren, als er noch geistig regsamer war, ersonnen und mit einem Finger auf dem Klavier fixiert; vielleicht als er schon die Richtlinien für einen blutigen Pallawatsch ausarbeitete; tarara ra ta ta taa, es ist auch, wenn

man will, schon etwas Schadenfreude über bevorstehende Hinrichtungen darin enthalten: Bumsti, wieder aner hin! Und ich kann mich, wenn es mich nun am Morgen des neuen Tags, den ich verschlafen möchte, überfällt, der Vision nicht erwehren, daß mich das österreichische Antlitz anfeixt wie eh und je, aber mehr schon als dessen altgedientes, erbgessesenes Gegenteil, freilich auch dieses am Kinn ausrasiert und von Koteletts umsäumt. Kaum entschlafen, erwachte ich neulich unter diesem Alldruck, fand sofort die Verbindung mit dem akustischen Ursprung und rief durch das rasch geöffnete Fenster ein Kusch! zur Antwort, schallender und herzlicher als je ein Treueid nach der Musterung. Nun stelle man sich vor, daß eine Sehnsucht am Werke ist, uns die Welt, die hinter diesen Klängen wohnt, wiederzuerobern, zu erhalten! Wir haben wieder den Fußmarsch. Wir haben, was wir schon verloren glaubten. Wir haben das österreichische Selbstgefühl.

33

36

49

— 33 —

6.56

Jays

397

Hatte jener auch dieses reiflich erwogen?

Neulich stritt der neunjährige Ziehsohn eines Bauern in Schöffern in Steiermark mit dem dreijährigen Sohn der Magd des Bauern. Da nahm der Neunjährige einen Revolver aus einem Bett, in dem die Waffe unter einem Strohsack verwahrt war, und schoß dem Dreijährigen ins rechte Auge. Das Projektil durchschlug das Hinterhaupt, so daß das Kind nach einigen Minuten starb.

August 1923. Er ist auf den Tag neun Jahre alt. Als Berchtold das Ultimatum sandte, kam ein Mörder zur Welt.

* * *

Es kann kein Zufall sein

sagte der k. k. Ministerpräsident a. D. Heinrich Graf Clam-Martinic, als er den »Politischen Osterglauben eines Altösterreicher« in der auch sonst lesenswerten Zeitschrift »Das neue Reich« bekannte,

sondern ich erblicke darin ein höheres Walten, daß der Knabe, der einst — so Gott will — das Erbe seiner Väter antreten wird, ein so gottbegnadetes Kind von hoher Intelligenz und goldenem Herzen ist.

Dagegen muß es der pure Zufall gewesen sein, daß die ausgewachsenen Ministerpräsidenten, die das alte Österreich gehabt hat, ~~zumeist~~ dieser Gaben entbehrt haben.

H S

* * *

Es braucht wohl oft ein Zeitl

wie der Tiroler sagt

tröstet in derselben Zeitschrift der P. Maurus Carnot, bis wir wieder so weit sind, und benützt die Gelegenheit, Wilson einen Welterzgauner und Voltaire den größten Schurken zu nennen, während die Prinzessin Stephanie Lonyay, die bekannte Aphoristikerin, den Tod des Kaisers Karl auf »Not, Hunger und Elend« zurückführt. Und was dergleichen Zeitlvertreib mehr ist.

Für ewige Zeiten

Armeebefehl vom 17. April 1915

Schmerzerfüllt verordne ich, daß das k. u. k. Infanterie-Regiment No. 28 wegen Feigheit und Hochverrat vor dem Feinde aus meinem Heere ausgestoßen wird.

Die Fahne ist dem Regimente abzunehmen und dem Heeresmuseum einzuverleiben.

Die Geschichte des Regimentes, das vergiftet in seiner Moral von Haus aus in's Feld gezogen ist, hat mit heutigem Tage aufgehört.

Franz Joseph m. p.

Am 3. April 1915 haben sich in den schweren Kämpfen um den Duklapaß 2 Bataillone des 28. Infanterieregimentes samt Offizieren, ohne die Feuerwaffe gebraucht zu haben, einem einzigen russischen Bataillon ergeben und dadurch die größte Schmach und Schande auf sich geladen.

Dem 73. Infanterieregimente im Vereine mit reichsdeutschen Truppen ist es gelungen, mit schweren Verlusten an Toten und Verwundeten die Stellung bis zum Eintreffen neuer Truppen zu halten.

Das Infanterieregiment No. 28 wird für ewige Zeiten aus der Liste der österreichischen Regimente gestrichen und die zurückgebliebene Mannschaft sowie die Offiziere haben in Heer und Marine aufgeteilt, diese schwere Schuld mit ihrem Blute zu sühnen.

Armeebefehl seiner k. u. k. Hoheit Feldmarschall
Erzherzog Friedrich vom 6. Juni 1915

Tschechische Truppen haben im Laufe des Feldzuges, besonders in den letzten Kämpfen wiederholt versagt oder nicht ganz entsprochen. Speziell in der Verteidigung wohl vorbereiteter Stellungen haben sie immer versagt.

Im stehenden Schützengrabenkriege gelingt es dem Feinde in kurzer Zeit mit nichtswürdigen Elementen solcher Truppen anzuknüpfen. Fast immer richtet der Feind durch Verräter unterstützt, seine Angriffe auf Schützengräben, die von solchen Truppen besetzt sind. Häufig gelingt es dem Gegner überraschend und fast ohne Widerstand einzudringen und zahlreiche Gefangene zu machen.

Schimpf und Schande, Verachtung und Schmach jenen gewissenlosen und ehrlosen Gesellen, die Kaiser und Reich verraten, die Fahnen unserer tapferen siegreichen Armee und zugleich die Ehre ihrer Nation beschmutzen. Früher oder später erwartet sie die Kugel oder der Henkerstrick.

Pflicht jedes einzelnen Tschechen, der Ehre im Leibe hat, ist es, jene Hetzer und Verräter, die in ihrer Mitte sind, dem vorgesetzten Kommando zu melden. Wer es nicht tut, ist eben ein solcher Schurke, wie der Hetzer und Verräter selbst.

Erzherzog Friedrich m. p.
Feldmarschall.

Glossen

Gut gegeben

Der schreckliche Schönpflug stellt in der Reichspost einen an die Luft geklebten Sozialisten dar, dem ein nicht minder verhatschter Wilhelm Tell von oben herab die Worte zuruft:

›Weißt, lieber Dr. Deutsch, ein kleiner Unterschied ist schon noch zwischen uns: Ich habe meinen Eid, den Rütlichswur gehalten.«

Gut gegeben. Und zwar soll damit gesagt sein, daß der ehemalige Staatssekretär für Heerwesen, der sich in einem Buch zur Vorbereitung der Revolution bekannt hat, seinen dem Hause Habsburg geleisteten Offizierseid nicht gehalten habe. Was aber tut Gott, bei dem jener sowohl als der Rütlichswur geschworen wurde? Daß dieser nicht gerade ein Treueid für Habsburg war und vor allem: daß der Wilhelm Tell gar nicht dabei war, als er geschworen wurde!

Ich war nicht mit dabei — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.

11
Sonst stimmt aber alles/bis auf die Maße, in denen die Figuren des urkomischen Bildes gehalten sind. Mit einem Wort, es ist alles so verbogen wie der Gegenstand der Beschwerde des Stauffacher:

Dem Kaiser selbst versagten wir Gehorsam,
Da er das Recht zu Gunst der Pfaffen bog.

Die Anziehungskraft der Rütlizszenen auf die Reichspost ist mit Ausnahme der Versicherung Melchthals, daß er »das Kreuzlein erkenne«, unbegreiflich. Sonst werden dort durchaus Worte gesprochen, die eher eine Schweizer Dolchstoßlegende zu stützen scheinen:

Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiser! Helft euch selbst!

Oder kann es der Reichspost sympathisch sein, wenn der »ein Verräter« genannt wird, der da »rät, zu Östreich zu schwören«?

»Der sei gestoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung spricht an Österreich!«

»So sei 's! Wer von Ergebung spricht an Östreich,
Soll rechtlos sein und aller Ehren bar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an seinem Feuer.«

Die hohle Gasse entwickelt sich somit immer mehr zur Scheißgasse. Das ist Funders Geschoß. Vom Rütli würde er sich ferngehalten haben, wie aus ganz andern Gründen der Tell. Zwei hätten gefehlt. Alle andern hätte der Schönflug als anwesend verzeichnet.

Die Diesbezüglichen

Die Polizeikorrespondenz meldet:

Die Erhebungen des Wiener Sicherheitsbureaus sind unter der Leitung des Hofrates Wahl und des Polizeikommissärs Maurer nunmehr so weit vorgeschritten, daß gestern abend die Wiener Staatsanwaltschaft von dem bisherigen Ergebnis in Kenntnis gesetzt und auch bezüglich eines Teiles der angehaltenen jugendlichen Personen, die bezüglich des Mordes des Nowosat im Verdachte stehen, von der Verübung des Verbrechens, beziehungsweise von der Mordabsicht des Nowosat genaue Kenntnis gehabt zu haben, um die Verhängung der ordentlichen Untersuchungshaft angesucht wurde. Gleichzeitig wurde die St. Pöltener Staatsanwaltschaft, in deren Wirkungskreis der Tatort fällt, von dem Stande der Untersuchung in Kenntnis gesetzt. Die Erhebungen dürften in der kürzesten Zeit ihrem Ende entgegengehen.

Die tschechische Handgranate, das deutsche Kind und der deutsche Dichter

Das schlesische Kind.

Und als ich kam in die freundliche Stadt,
da schwangen die Türme die Glocken,
Es war kein friedliches Festgeläut,
es war kein Hochzeitsfrolocken,
Es war ein klagend dumpfes Gedröhn,
es war ein bitteres Zürnen,
Es hämmerte weiter in Blut und Mark,
es staute sich hinter den Stirnen
Und rüttelte alle Schläffheit wach
und bohrte sich ins Gewissen:
Es wurde ein Kind, es wurde ein
Kind
von Handgranaten zerrissen.

Was ist geschehen? Es lief über Feld
ein kleiner zehnjähriger Racker
Und fand ein lustig glitzerndes Ding
im frühlingduftenden Acker;
Ein Ei aus Silber mit hölzernem Griff,
das nahm das Kind voll Vertrauen,
Welch köstliches Spielzeug! und hob
es auf,
um es genau zu beschauen.
Da brüllte ein feuriger Wirbelwind,
es war wie von höllischen Bissen
Zerfetzt und hingeschleudert das Kind,
von der Handgranate zerrissen.

Die Glockentöne schwingen sich auf
gleich Vögeln in schwerem Fluge
Und hinter dem armen Kindersarg
geht schweigend im Leichenzuge
Die ganze Stadt, die ganze Stadt,
Arbeiter, Bürger und Bauern.
Heut' sind sie einig endlich
einmal
in einem gemeinsamen Trauern.
Und allen hämmert es dumpf in der
Brust
und nagt es heiß im Gewissen:
Es wurde ein Kind, ein deutsches
Kind
von Handgranaten zerrissen.

Das ist der Soldatenübermut;
sie übten Krieg in den Wiesen
Und scherten ums Höllenwerkzeug sich
nicht,
das sie dort liegen ließen.
Und blieb auch so eine Granate zurück
im Gras und hinter den Hecken,
Wir kennen das Ding; und finden es die,
so mögen sie d'ran verrecken.
Es sind ja nur Deutsche, was
schadet es uns,
wenn Deutsche d'ran glauben
müssen —
So wurde ein armes deutsches Kind
von Handgranaten zerrissen.

Die Glockentöne verdichten sich
zu einer tönenden Wolke.
Es ist wie ein bitteres Grabgeläut
dem ganzen zerrissenen Volke.
Und alle die Männer ballen die Faust,
die hinter dem Sarge gehen
Und beißen die Zähne zusammen: »Dereinst
kommt ein rächendes Auferstehen!«
Schon steht vor Gott, schon klagt vor Gott
im Hemdchen, blutig zerschissen,
Das arme, deutsche Schlesierkind,
das die Handgranate zerrissen.

Da bleibt nur noch ein Reim übrig, denn das ist wohl, nachdem er fünf Jahre lang dem Soldatenübermut, und zwar dem deutschen belletristisch gedient hatte, einer der dreitesten Kriegshetzer, die es heute noch gibt. Sie übten Krieg in den Kriegen und ließen die Handgranate liegen: das wäre der Reim der Menschlichkeit, dessen ein so miserabler Reimer niemals fähig ist, der nur die tschechischen Handgranaten auf den Wiesen bemerkt, die sie dort liegen ließen. Aber an dem Grauen des Falls, daß wieder ein Kind von einer solchen zerrissen wurde, hat weder die tschechische Provenienz der Handgranate noch die deutsche des Kindes auch nur den geringsten Anteil; diese gewiß einen noch geringern als jene. Es ist wohl auch schon an einer deutschen Handgranate ein tschechisches Kind zugrundegegangen und es hätte von der nämlichen tschechischen auch ein tschechisches zerrissen werden können. Selbst wenn die Militärübung, die gewiß der größte Unfug ist, der unter der Sonne begangen werden kann, in einer rein deutschen Gegend stattfand, so ist es nicht nur eine Infamie, das Liegenlassen der Granate als einen Plan darzustellen, sondern auch eine Dummheit, anzunehmen, daß in solcher Gegend kein einziges

nichtdeutsches Kind existiert, das auf der Wiese das Spielzeug finden könnte. Als ob im militärischen Tun und Lassen als solchem nicht genug des Wahnwitzes enthalten wäre. Für die Schande der Menschheit, daß es Handgranaten gibt und daß mit ihnen zuerst Erwachsene und dann Kinder spielen, welcher Nation immer beide angehören mögen, hat ein solcher Blutsudler kein Gefühl und keinen Vers, der tragische VorfalI taugt ihm bloß dazu, den Vorsatz, wieder deutsche Handgranaten zu fabrizieren, Arbeitern, Bürgern und Bauern einzuimpfen und zum nationalen Racheschwur zu erhitzen, glücklich, sie wenigstens darin »endlich einmal einig« zu wissen. In klägliche Verse gebracht, ergibt dieser Geisteszustand ein Festgedicht, um die Pfingsten eines Hakenkreuzlerblattes würdig einzuläuten, es ist von Herrn Karl Hans Strobl, und die Judenpresse ist stolz darauf, ihn zu ihren Mitarbeitern zu zählen.

Gehst denn nicht

Aus einem tschechischen Manöverbericht (Prazsky illustr. Spravodaj):

. . . Unsere Manöver waren eine fabelhafte Kundgebung unserer Macht, Bereitschaft und Disziplin. Sie waren die größten der Welt. . . . Eine Dame beklagt sich, daß zu Österreichs Zeiten die Manöver effektvoller waren, so z. B. bei Tabor. Ich erinnere sie, daß diese nur als Schaustellung gemacht wurden, heute aber sind sie eine Schule. . . . Die Sonne lächelt durch Wolken aus Freude, daß die deutsche Armee geschlagen wurde. Die mährischen Journalisten sind stolz auf ihre siegreiche Armee und feiern General Podhaisky als Genius. . . . Tausend Köpfe blicken zum Himmel. . . . aus einem Flugzeug hat sich ein Mensch aus einer Höhe von 600 Metern gestürzt. 200 Meter stürzt er wie ein Stein, dann öffnet sich der Fallschirm. Tapfer landet er, ganz verstört. Jubel, Hurrah braust über den Raum. . . . Ein Auto bringt den Helden. . . . Das war die Krone der Manöver. . . . Dann Defilierung. Die Artillerie donnert vorbei, die Jungens gehen kommod und elastisch. Kavallerie nach einem Zwischenraum. Ein herrlicher Anblick! Die Pferde schnauben. . . . die Waffen klirren. . . . Sehr gut, Jungens! . . .

Deutsche Wissenschaft

Aus der ‚Medizinischen Klinik‘, Wochenschrift für praktische Ärzte, geleitet von Geh. San. Rat Prof. Dr. Kurt Brandenburg (der keine Szene in den »Letzten Tagen der Menschheit« hat), Nr. 34 vom 30. August, nicht 1914, sondern 1923:

Huzella, Krieg und Frieden im Licht der Medizin. Entwurf einer medizinischen Soziologie. 143 S. Berlin 1923, S. Karger. G.Z. 2,70 M.

Das Buch ist entstanden in der stillen Gelehrtenstube des Forschers und Lehrers der theoretischen Medizin in Debreczen; außerdem im Geiste eines Nichtgermanen. Da ist es nicht leicht, ihm gerecht zu werden. — Für H. ist der Krieg ein »Irrsinn« (S. 3, 97); er ist die krankhafte Störung des Glückes, der Harmonie (S. 10, 40). Aber während H. einerseits diese Harmonie richtig als das Ergebnis des Kampfes der einzelnen Teile erkennt, will er ihn andererseits in den ihm persönlich zusagenden Maßen des Spieles halten (S. 42, 60, 71, 79). Zwar entwickeln sich in diesem Spiel, in »diesem lebensfordernden Kampf der friedlichen Gesellschaft« (S. 127) allerlei Tugenden; allein sie dürfen beileibe nicht einen bestimmten Grad übersteigen, immer muß »die Form der friedlichen Arbeit durch die gegenseitige Verpflichtung (!) der Menschen« (S. 71/72) gewahrt bleiben. »Die Tendenz des Lebensprinzips ist der absolute, ewige Frieden, das kampflose ewige Leben; die Tendenz des Todesprinzips dagegen ist der Krieg« (S. 38). Ich bin mit Lessing anderer Ansicht, und die Natur offenbar auch — — Angesichts des Versagens des individuellen Maßstabes vor ungleich größeren psychischen Einheiten kann H. natürlich kein Verständnis für den Krieg aufbringen. Was wir kriegerische Tugenden nennen, sind ihm Entartungserscheinungen (S. 112), und diese Auffassung macht die letzten Seiten des Buches für einen Deutschen geradezu peinlich zu lesen, z. B. S. 136, 138.

Pazifisten, die für ihr wertees Leben fürchten, mögen ihre helle Freude daran haben, sofern sie sich nicht am Stil und an Druckfehlern stoßen.

Buttersack.

Kein Wunder, daß in demselben keine mehr ist.

* * *

Sehnsucht eines Schweidnitzers, mit seinen Gedanken allein zu sein

Ein Reisezufall läßt der konservativen ‚Schlesischen Zeitung‘, einem hochbetagten Mistblatt, bei dem Dummheit und Stolz auf einem Holzpapier wachsen, das Folgende entnehmen:

Der »Deutsche Tag« in Nürnberg.

Von Lukassowitz, Mitg. d. Preuß. Landtages, Schweidnitz.

Sonnabend, den 1. September.

Die Stadt Nürnberg prangt im Festschmuck. Schwarz-weiß-rote, blau-weiße und rot-weiße Fahnen wehen in Massen über den Straßen. — — Besonderen Jubel löste die Ankunft der 16 Fahnen der alten Armee aus dem Armeemuseum in München aus. — — Die Festrede hielt General Ludendorff, mit stürmischen Heilrufen und nicht endenwollendem Händeklatschen begrüßt. Seine wuchtigen Ausführungen endeten mit den Worten: »Vorwärts in Gottvertrauen zum Kampf für unsere heiligsten Güter!« Die Rede des Heerführers wurde oft durch starken Beifall unterbrochen und fand am Schluß stärksten Applaus in langanhaltenden tausendstimmigen Heilrufen. Das Deutschlandlied brachte den würdigsten Abschluß der Festrede Ludendorffs. Nach einer Reihe von Begrüßungsansprachen ergriff General Ludendorff noch einmal das Wort, um den Festteilnehmern die Grüße des Feldmarschalls von Hindenburg zu überbringen, der am persönlichen Erscheinen verhindert war. General Ludendorff verkündet mit markanter Stimme das Motto des Marschalls für den Deutschen Tag: »Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.« — —

— — Tiefen Eindruck machte auf mich die Ansprache des früheren bayerischen Justizministers Dr. Roth, der in den zahlreich ausgehängten schwarz-weiß-roten Fahnen ein starkes Erwachen des nationalen und völkischen Gedankens sieht, — —

Sonntag, den 2. September.

Die Uhr zeigt gegen 5¹/₂ Uhr morgens, als ich erwache. Reges Leben herrscht bereits auf den Straßen! Die Jung- und Altmänner strömen aus ihren Quartieren zusammen und formieren sich zu Zügen und Kompagnien. — — In Hast und Eile strebe ich der Menschenmenge nach, um nicht zu spät zu kommen. Stöße und Püffe in Menge, doch sie sind nicht böß gemeint! — Der Gottesdienst beginnt. Der Gesang des deutschen Not-schreies, eine Umdichtung des Niederländischen Dankgebetes ertönt aus hunderttausenden von Kehlen. Nachdem er beendet ist, ergreift Studienrat Dr. Braun aus Nürnberg das Wort zu einer tiefergreifenden Festrede, glänzend in Form und Inhalt. »Herr, mach uns freil!« ist sein Schlußwort. Die Menge singt das Lied »Ich hatt' einen Kameraden«. Vielen stehen die Tränen in den Augen. Zu groß und zu gewaltig ist der Eindruck! — »Kann Dir die Hand nicht geben, bleib Du im ew'gen Leben mein guter Kamerad!« — Der Schlußakkord verklingt. Die Andacht ist vorbereitet für den zweiten Redner, den katholischen Geistlichen Kaplan Roth, einen Führer in der deutschnationalen und völkischen Bewegung. Der Redner vergleicht die heutige Zeit mit einem Vulkan, auf dem das deutsche Volk wohne und der mit dumpfem Grollen neue Gefahren verkünde. Die völkische Frage sei

brennend geworden und lasse sich nicht mehr hinausschieben. Christliche Nächstenliebe sei nicht dazu da, daß wir dabei zugrunde gingen. — —

— — Neue Scharen strömten herbei. Tausende und aber Tausende von Männern und Frauen und Kindern bildeten Spalier auf den Straßen und füllten als Neugierige die Fenster. Überall Feststimmung und Begeisterung. Mädchen und Frauen an den Fenstern und auf den Straßen hielten Körbchen mit Blumen, um damit die Helden des Tages zu überschütten. Die Ungeduld steigerte sich von Minute zu Minute. Wann werden sie nur kommen, hörte man überall fragen. Musik klingt in der Ferne. Und schon werden die mit Blumen, Fahnen und Wimpeln geschmückten Autos mit den Ehrengästen sichtbar, die dem Zuge voraus zum Hauptmarkt fahren, wo die Aufstellung der Ehrengäste zur Abnahme der großen Heerschau vorbereitet war. Ich sah u. a. Ludendorff und den Kronprinzen Rupprecht nebst dem bayerischen Erbprinzen, Hitler, von Bothmer, von Hutier usw. Sie alle wurden mit Blumen überschüttet, der Jubel und die Freude wollten kein Ende nehmen. Den eigentlichen Zug leiteten starke Abteilungen der in Galauniform erschienenen Landespolizei ein. Dann folgten die Vertretungen des Deutschen Offiziersbundes, die Abordnungen der Kriegervereine, darunter auch die Regimentsoffiziere bis zum General hinauf, hierauf die zum Befreiungskampf entschlossenen Mannen. Weiterhin die Studentenverbindungen aus München, Erlangen, Würzburg usw. in vollem Wicks, dann folgten die nationalen Verbände: Reichsflagge, Frankenland, Wiking, Blücher, Bayern und Reich, Ober- und Unterland, Nationalsozialisten und andere. — —

— — In der Festhalle im Luitpoldhain sprachen Kronprinz Rupprecht, Ludendorff und Admiral Scheer vor etwa 100- bis 150tausend Menschen. Die Begeisterung läßt sich nicht schildern, die »Heil«-Rufe wollen nicht enden! Auf einmal große Bewegung. Es kommt wieder Leben in die Massen. Hitler besteigt das Rednerpult, stürmisch und unaufhaltsam von Hunderttausenden begrüßt. Er spricht von deutscher Kraft und Einigkeit. Unvergeßlich ist mir ein Satz aus seiner Rede: »Jeder müsse entschlossen sein, dem anderen das Gesetz der Vaterlandsliebe aufzuzwingen!« — —

— — Ein beträchtlicher Teil der Festteilnehmer aber wanderte in langen Zügen zur Burg hinauf, um noch die Beleuchtung der Burg mitzumachen. Majestätisch ragte dieses deutsche Wahrzeichen in hellem Feuerschein empor, mahnend und warnend zugleich. »Deutschland, Deutschland über alles«, so sangen Hunderttausende in die Nacht hinein. Sie schickten ihren Treuschwur zum Himmel in der festen Hoffnung, daß unser guter alter Gott uns bald aus dem Sklavenjoch befreien möge! Still und ernst schritt ich durch die engen Gassen der alten, schönen Stadt nach meinem Heim.

Gedanken und Vorsätze stürmten auf mich ein, gern wollte ich in der kühlen Abendluft allein mit meinen Gedanken sein, als mich eine Hand auf die Schulter klopfte. Es war ein schlesischer Landsmann, der wie ich eigens nach Nürnberg gereist war, um sich an Großem und Hehrem wieder aufzurichten. Erleben muß man es, sagte er, und dann, als wenn er meine geheimsten Gedanken erraten hätte, sagte er nachdenklich: »Wenn werden wir bei uns in Preußen so weit sein?« Wir drückten uns stumm die Hände. Es war der stille Schwur zur Arbeit fürs Vaterland! Ehe wir uns trennten, erzählte er mir noch eine selbsterlebte Begebenheit von der Feier der »Reichsflagge« im Kulturverein Nürnberg. Dort überreichte der Vorsitzende des Kulturvereins dem General Ludendorff im Namen der Bevölkerung Nürnbergs einen herrlichen Blumenstrauß mit der Versicherung, daß man die Nichtbeflaggung der städtischen Gebäude anläßlich des Deutschen Tages niemals vergessen werde. Auch die Umbenennung des Hindenburg-Platzes in Rathenau-Platz werde unvergessen bleiben.

Montag, den 3. September.

Früh 9 Uhr wanderte ich durch die Straßen Nürnbergs, Feiertagsstimmung und Begeisterung überall. Deutsche Männer, Frauen und Jünglinge drücken sich die Hände und sprechen: »Es war ein großer, deutscher Tag, die Wirkung bleibt nicht aus. Es wird und muß bald Frühling im deutschen Vaterlande werden!«

Kurzum, eine ganze deutsche Welt oder als deren Ersatz das traute deutsche Wort: die Mentalität. Hindenburg dürfte immerhin wissen, daß sein Motto: Nichtswürdig u. s. w. von Schiller ist. (Ich hatte noch in Aug und Ohr die wirklich nationaufwirbelnde Kopie des noch immer nicht nach Nürnberg berufenen Herrn Reimers, mit der mich ein Berliner Schauspieler hingerissen hatte: Nöchtswördlich ist — — an ihre Ehra! In diesem Abgang schienen hundert benagelte Hindenburge durchzubrechen.) Was Ludendorff anbelangt, so dürfte er, wenn man ihn schüttelt, auf die Frage, ob er mit einem der neun Worte: »Vorwärts in Gottvertrauen zum Kampf für unsere heiligsten Güter!« eine konkrete Vorstellung verbindet, keine Antwort geben können. Der einzige Hitler mag in dem Vorschlag, dem anderen das Gesetz der Vaterlandsiebe aufzuzwingen, etwas Gegenständliches empfinden und wissen, wie man es anstellt. Er meint natürlich den Gummi-knüttl, mit dem einem die Vaterlandsiebe beizubringen ist und

der die einzige deutsche Realität bedeutet, welche die zum Befreiungskampf entschlossenen Mannen, und zwar sowohl die Jung- als die Altmannen, vor sich sehen. In dieser romantischen Welt, die heute selbst ohne Technik, ohne Reparationszahlungen, bloß mit Maul und Überschwung es mit den feindlichen Fliegergeschossen aufnehmen will, ist er Waffe und Wirklichkeit. Um diese Sphäre kreisten die geheimsten Gedanken des Schweidnitzers, die auf ihn eingestürmt waren, mit denen er hierauf in der kühlen Abendluft allein sein wollte und die von dem gleichgestimmten Landsmann erraten wurden.

Bismarck-Sätze

(Gedanken und Erinnerungen III. Band, Cotta 1919)

Widmung: »Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft«.

Wilhelm

Ich habe mich unter dem alten Kaiser lange Zeit bemüht, eine sachgemäße Vorbereitung des Enkels für seine hohe Bestimmung zu erreichen.

[Der erste Satz des Werkes.]

*

Die Beschleunigung, welche in der Entwicklung der Krankheit des Vaters eintrat, schnitt schließlich die Möglichkeit ab, dem Prinzen vor seiner Thronbesteigung bezüglich unseres staatlichen Lebens im Innern andre Eindrücke zu verschaffen, als das Regimentsleben gewähren konnte.

*

Ein Thronerbe als Kamerad unter jungen Offizieren, deren begabteste vielleicht ihre dienstliche Zukunft im Auge haben, kann nur in seltenen Fällen darauf rechnen, durch den Einfluß seiner Umgebung in der Vorbereitung für seinen künftigen Beruf gefördert zu werden.

*

Der Kaiser Wilhelm II. hat nicht das Bedürfnis, Mitarbeiter mit eigenen Ansichten zu haben, welche ihm in dem betreffenden Fache mit der Autorität der Sachkunde und Erfahrung entgegneten könnten.

*

Das Wort »Erfahrung« in meinem Munde verstimmte ihn.

*

Der Kaiser zieht Leute zweiten Ranges als Minister vor, und die Lage ist insofern keine korrekte, als die Minister nicht den Monarchen mit Rat und Anregung versehen, sondern beides von Sr. Majestät erwarten und empfangen.

*

... drittens der Maler von Heyden, ein sich leicht bewegender Gesellschaftsmann, der, vor 30 Jahren Bergwerksbeamter eines schlesischen Magnaten, heut in den bergmännischen Fachkreisen für einen Maler und in den künstlerischen für einen Bergmann gilt. Derselbe hatte, wie uns mitgeteilt wurde, seinen Einfluß bei dem Kaiser weniger auf eignes Urteil als auf seinen Verkehr mit einem alten Arbeiter aus dem Wedding begründet, welchen er als Modell für Bettler und Propheten benutzte und aus dessen Unterhaltung er zugleich Material für legislatorische Anregungen an höchster Stelle schöpfte.

*

Ich habe gehört, daß der Kaiser die Bedenken, welche Caprivi gegen Übernahme meiner Nachfolge geäußert, mit den Worten beschwichtigt habe: »Seien Sie ohne Sorge, sie kochen alle mit Wasser, und ich werde die Verantwortlichkeit für die Geschäfte übernehmen.« Hoffen wir, daß die nächste Generation die Frucht dieses königlichen Selbstvertrauens ernten werde.

*

Ich kann nicht leugnen, daß mein Vertrauen in den Charakter meines Nachfolgers einen Stoß erlitten hat, seit ich erfahren habe, daß er die uralten

Bäume an der Gartenseite seiner, früher meiner, Wohnung hat abhauen lassen, welche eine erst in Jahrhunderten zu regenerierende, also unersetzbare Zierde der amtlichen Reichsgrundstücke in der Residenz bildeten. Kaiser Wilhelm I., der in dem Reichskanzlergarten glückliche Jugendtage verlebt hatte, wird im Grabe keine Ruhe finden, wenn er weiß, daß sein früherer Gardeoffizier alte Lieblingsbäume, die ihres gleichen in Berlin und der Umgegend nicht hatten, hat niederhauen lassen, um un poco più di luce zu gewinnen Ich würde Herrn von Caprivi manche politische Meinungsverschiedenheit eher nachsehen als die ruchlose Zerstörung uralter Bäume, denen gegenüber er das Recht des Nießbrauchs eines Staatsgrundstücks durch Deterioration desselben mißbraucht hat.

*

Bald nach Tische erschien Lucanus, der Chef des Zivilkabinetts, und richtete zögernd den Auftrag Sr. Majestät aus, zu fragen, »weshalb das am Morgen erforderte Abschiedsgesuch noch nicht eingegangen sei« Während Lucanus diesen Auftrag ohne Motive ausrichtete, mußte meine bis dahin gleichmütige Stimmung naturgemäß einem Gefühl der Kränkung weichen, das sich steigerte, als Caprivi, noch ehe ich den Bescheid auf mein Abschiedsgesuch erhalten hatte, von einem Teil meiner Dienstwohnung Besitz nahm. Darin lag eine Exmission ohne Frist, die ich nach meinem Alter und der Länge meiner Dienstzeit wohl nicht mit Unrecht als eine Roheit ansah. Ich bin noch heute nicht von den Folgen dieser meiner überhasteten Exmission frei. Unter Wilhelm I. war dergleichen unmöglich, auch bei unbrauchbaren Beamten.

*

Am 26. März verabschiedete ich mich bei dem Kaiser. Se. Majestät sagte, »nur die Sorge für meine

Gesundheit« habe ihn bewogen, mir den Abschied zu erteilen. Ich erwiderte, meine Gesundheit sei in den letzten Jahren selten so gut gewesen wie in dem vergangenen Winter.

*

Die Veröffentlichung meines Abschiedsgesuchs wurde abgelehnt. Gleichzeitig mit dem Eingange desselben hatte Caprivi schon von einem Teile der kanzlerischen Dienstwohnung Besitz ergriffen; ich sah, daß Botschafter, Minister und Diplomaten auf dem Treppenflur warten mußten, ein Zwang für mich, das Packen und Abreisen dringend zu beschleunigen; am 29. März verließ ich Berlin unter diesem Zwange übereilter Räumung meiner Wohnung und unter den vom Kaiser im Bahnhof angeordneten militärischen Ehrenbezeugungen, die ich ein Leichenbegängnis erster Klasse mit Recht nennen konnte.

*

Die Wendung in meiner Verabschiedung, daß der Kaiser meinen Rat benutzen würde, hat nie eine praktische Betätigung erfahren, und die Unterschrift meines Nachfolgers habe ich bei meiner Entlassung und später weder amtlich noch vertraulich zu sehn bekommen, außer unter einem für mich nachteiligen Entscheide betreffend meine Pensionierung. [Fußnote: Ich wurde u. a. veranlaßt, die Quote meines am 1. Januar erhobenen Quartalgehalts für die 11 Tage vom Datum meiner Verabschiedung (20.—31. März) wieder herauszugeben.]

*

Gleiche erbliche Anklänge zeigt der Kaiser an Friedrich Wilhelm I., zuerst in der Äußerlichkeit der Vorliebe für »lange Kerls«. Wenn man die Flügeladjutanten des Kaisers unter das Maß stellt, so findet man fast lauter Offiziere von ungewöhnlicher

Körperlänge, um 6 Fuß herum und darüber. Es ist vorgekommen, daß sich an dem Hoflager im Marmorpalais ein unbekannter, hochgewachsener Offizier meldete, Zulaß zu Sr. Majestät verlangte und auf Befragen erklärte, er sei zum Flügeladjutanten ernannt, eine Angabe, die erst nach Rückfrage bei Sr. Majestät Glauben fand. Der neue Flügeladjutant überragte an Körperlänge seine Kameraden, welche er bei seinem Erscheinen im Palais nicht ohne Schwierigkeit von seiner Berechtigung überzeugte hatte.

*

Friedliebende, zivilistische Volksbeglückung wirkt auf die christlichen Nationen Europas in der Regel nicht so werbernd, so begeisternd wie die Bereitwilligkeit, Blut und Vermögen der Untertanen auf dem Schlachtfelde siegreich zu verwenden.

*

Wenn ich mir die Geschichte der europäischen Völker vergegenwärtige, so finde ich kein Beispiel, daß eine ehrliche und hingebende Pflege des friedlichen Gedeihens der Völker für das Gefühl der letzteren eine stärkere Anziehungskraft gehabt hätte als kriegerischer Ruhm, gewonnene Schlachten und Eroberungen selbst widerstrebender Landstriche.

*

Die Eitelkeit an sich ist eine Hypothek, welche von der Leistungsfähigkeit des Mannes, auf dem sie lastet, in Abzug gebracht werden muß, um den Reinertrag darzustellen, der als brauchbares Ergebnis seiner Begabung übrig bleibt. Bei Friedrich II. waren Geist und Mut so groß, daß sie durch keine Selbstüberschätzung entwertet werden konnten. . . .

Hrll

*

Das versöhnende Element für alle Schärpen in Charakter und Haltung unserer früheren Könige lag in ihrem herzlichen und ehrlichen Wohlwollen für ihre Untertanen und Diener, in ihrer Treue gegen beide.

*

Die Gewohnheit Friedrichs des Großen, in die Ressorts seiner Minister und Behörden und in die Lebensverhältnisse seiner Untertanen einzugreifen, schwebt Sr. Majestät zeitweise als Muster vor. Die Neigung zu Randbemerkungen in dessen Stile, verfügender oder kritisierender Natur, war während meiner Amtszeit so lebhaft, daß dienstliche Unbequemlichkeit daraus entstand, weil der drastische Inhalt und Ausdruck dazu nötigte, die betreffenden Aktenstücke streng zu sekretieren. Vorstellungen, welche ich darüber an Se. Majestät richtete, fanden keine gnädige Aufnahme, hatten indessen doch die Folge, daß die Marginalien nicht mehr auf den Rand unentbehrlicher Aktenstücke geschrieben, sondern denselben angeklebt wurden.

*

Die Geduld, mit welcher er (Friedrich der Große) sich vor definitiven Entscheidungen über Rechts- und Sachfragen unterrichtete, die Gutachten kompetenter und sachkundiger Geschäftsleute hörte, gab seinen Marginalien ihre geschäftliche Autorität.

*

An dem Erbe Friedrich Wilhelms II. ist Kaiser Wilhelm II. nach zwei Richtungen hin nicht unbetheilt. Die eine ist die starke sexuelle Entwicklung, die andre eine gewisse Empfänglichkeit für mystische Einflüsse. Auf welche Weise der Kaiser sich über den Willen Gottes vergewissert, in dessen

Dienst er seine Tätigkeit stellt, darüber wird kaum ein klassisches Zeugnis beizubringen sein.

*

Mit Friedrich Wilhelm III. finde ich keine Ähnlichkeit in der Erscheinung Wilhelms II. Jener war schweigsam, schüchtern, Schaustellungen und Popularitätsbestrebungen abgeneigt.

*

Wilhelm I. hatte Anteil an diesem väterlichen Erbe selbstbewußter Bescheidenheit und wurde empfindlich berührt, wenn die ihm dargebrachte Huldigung die Grenzen des guten Geschmacks überschritt.

*

Mit Friedrich Wilhelm IV. hat der regierende Kaiser die Gabe der Beredsamkeit und das Bedürfnis gemein, sich ihrer öfter als geboten zu bedienen. Auch ihm fließen die Worte leicht zu; in der Wahl derselben war aber sein Großoheim vorsichtiger, vielleicht auch arbeitsamer und wissenschaftlicher. Für den Großneffen ist der Stenograph nicht immer zulässig, an den Reden Friedrich Wilhelms IV. dagegen läßt sich selten eine sprachliche Kritik anbringen. Ein gewisses schüchternes Mißtrauen in die eigne Leistungsfähigkeit hat in der vierten Generation einem Maße von zuversichtlichem Selbstvertrauen Platz gemacht, wie wir es seit Friedrich dem Großen nicht auf dem Throne gesehn haben; doch nur bei dem regierenden Herrn.

*

Ein Gefühl, welchem Wilhelm I. seinen Dienern gegenüber bis zur Übertreibung nachlebte, ist in der Auffassung des jungen Herrn bisher nicht

in dem Maße erkennbar; der Anspruch auf unbedingte Hingebung, auf Vertrauen und unerschütterliche Treue ist in ihm gesteigert, eine Neigung, dafür seinerseits Vertrauen und Sicherheit zu gewähren, hat sich bisher nicht betätigt.

*

Hetzereien und Verleumdungen, die sein Ohr erreichten, glitten an seiner vornehmen Geradheit ab, und Streber, deren einziges Verdienst in der Schamlosigkeit von Schmeichelei besteht, hatten bei Wilhelm I. keine Aussicht auf Erfolg. Für Hintertreppen-Einflüsse und Verhetzungen gegen seine Diener war er nicht zugänglich, selbst wenn sie von den ihm nächststehenden hochgestellten Personen ausgingen, und trat er in Erwägung des ihm Mitgetheilten ein, so geschah das in offener Besprechung mit dem Beteiligten, hinter dessen Rücken es hatte wirken sollen. Wenn er anderer Meinung war wie ich, so sprach er sich offen gegen mich aus.

*

. . . sie fürchten, »es könnte noch schlimmer werden«, und der Kaiser ist ihnen gegenüber heut in der Lage eines Schiffskapitäns, dessen Leitung bei der Mannschaft Besorgnis erregt, der aber mit brennender Zigarre über der Pulvertonne sitzt.

*

. . . er habe sich bei dem russischen Kaiser auf längeren Besuch angemeldet, den er zum Teil in Spala mit ihm zuzubringen gedenke. Ich erlaubte mir Zweifel, ob es dem Kaiser Alexander willkommen sein werde: derselbe liebe Ruhe, Zurückgezogenheit und das Leben mit Frau und Kindern; Spala sei ein zu kleines Jagdschloß und nicht auf Besuche ein-

gerichtet Ich nahm mir vor, zu tun, was ich konnte, um diesen Besuch zu verhindern Im Interesse des Einvernehmens beider Kabinette hielt ich es für bedenklich, die mißtrauische Defensive des Zaren mit der aggressiven Liebenswürdigkeit unseres Herrn ohne Not in enge und lange Berührung zu bringen, und um so mehr, als durch die Anmeldung ein Vorschub an Zutunlichkeit gewährt wurde, welcher der russischen Politik gegenüber kaum und der mißtrauischen Einschätzung des Kaisers Alexander gegenüber noch weniger angebracht war. Wie begründet meine Besorgnisse waren, zeigte sich in den Seite 83 erwähnten geheimen Berichten aus Petersburg, die, auch angenommen, daß sie übertrieben oder gefälscht waren, doch mit Kenntnis der Situation geschrieben sein mußten.

Seite 83: Ich brachte sodann an der Hand eingegangener Depeschen den Besuch in Rußland zur Sprache, zu dem Se. Majestät sich für den Sommer angemeldet hatte. Ich erneuerte meine Abmahnung und unterstützte sie durch Erwähnung geheimer Berichte aus Petersburg, die Graf Hatzfeldt aus London eingesandt habe; sie enthielten ungünstige angebliche Äußerungen des Zaren über Se. Majestät und über den letzten Besuch, den Se. Majestät ihm gemacht. Der Kaiser verlangte, daß ich ihm einen Brief der Art, den ich in der Hand hielt, vorlese. Ich erklärte, ich könnte mich dazu nicht entschließen, weil der wörtliche Inhalt ihn verletzen würde. Der Kaiser nahm mir das Schriftstück aus der Hand, las es und schien von dem Wortlaut der angeblichen zarischen Äußerungen mit Recht verletzt.

Die dem Kaiser Alexander von angeblichen Ohrenzeugen zugeschriebenen Äußerungen über den Eindruck, den sein Vetter bei seinem letzten Besuche in Peterhof ihm gemacht habe, waren in der Tat so unfreundlich, daß ich Bedenken getragen hatte, diese

ganze Berichterstattung überhaupt gegen Se. Majestät zu erwähnen . . . Auf der andren Seite aber hatte ich zu erwägen, daß der Kaiser erfahrungsmäßig von dem Mißtrauen beseelt war, als ob ich ihm Depeschen von Wichtigkeit vorenthielte, und daß seine Ermittlungen darüber, ob dies geschähe, sich nicht auf direkte Anfragen bei mir beschränkte. Der Kaiser hat zu seinen Ministern nicht immer dasselbe Vertrauen wie zu deren Untergebnen . . . Außerdem fiel mein Wunsch, den Kaiser zum Verzicht auf den zweiten Besuch in Petersburg zu bewegen, gegen das vollständige Verschweigen der Hatzfeldt'schen Angaben ins Gewicht. Ich hatte gehofft, der Kaiser werde meiner bestimmten Weigerung, ihm die Anlagen des Hatzfeldt'schen Berichts mitzuteilen, Gehör schenken, wie sein Vater und Großvater ohne Zweifel getan haben würden, und hatte mich deshalb auf die Umschreibung dieser Anlagen beschränkt mit der Andeutung, daß aus denselben hervorginge, dem Zaren sei der kaiserliche Besuch nicht willkommen, sein Unterbleiben werde ihm lieber sein. Der Wortlaut, dessen Lesung der Kaiser sich mit eigener Hand ermöglichte, hat ihn ohne Zweifel schwer gekränkt und war dazu angetan . . .

Wenn schon die ganze Art des kaiserlichen Verhaltens mir gegenüber nur den Eindruck machen konnte, daß Se. Majestät mir den Dienst verleiden und meine Stimmung bis zum Abschiedsgesuch steigern wollte, so glaube ich, daß die berechnete Empfindlichkeit über die Beleidigungen, welche Graf Hatzfeldt, gleichviel aus welchen Gründen, eingesandt hatte, den Kaiser mir gegenüber in dieser Taktik augenblicklich belebte. Auch selbst wenn die Änderung des Kaisers in seiner Form und Rücksicht mir gegenüber nicht den Zweck gehabt haben sollte, der mir gelegentlich suppeditiert worden war, nämlich festzustellen, wie lange meine Nerven hielten, so liegt es doch in der monarchischen Tradition,

die Kränkung, welche eine Botschaft für den König enthalten kann, den Träger oder Überbringer derselben zunächst entgelten zu lassen. Die Geschichte der alten und der neuen Zeit führt Beispiele an von Boten, die Opfer königlichen Zorns wegen des Inhalts einer Botschaft wurden, die sie nicht verfaßt hatten.

*

Monarchie

. . . Ich erinnere mich nur einer Ausnahme. Nachdem der Frankfurter Friedensvertrag am 18. Mai 1871 von der französischen Nationalversammlung genehmigt war, konnten unsere Truppen bis auf einen zur Besetzung der pfandweise okkupierten Departements ausreichenden Teil zurückgerufen werden. Die Minister waren darüber einig, dies sofort zu tun, alle Mannschaften, die nicht bei der Fahne zu bleiben hatten, zu entlassen und den Einzug der in Berlin garnisonierenden Regimenter auf den nächsten möglichen Termin, jedenfalls noch im Mai, anzuberaumen. Damit stießen wir aber bei Sr. Majestät auf einen hartnäckigen Widerstand. Die Kaiserin Augusta wollte, wie ich erfahren hatte, dem Einzuge beiwohnen, aber vorher ihre Kur in Baden-Baden abmachen; der Kaiser wollte den Wunsch seiner Gemahlin erfüllen, aber auch die Regimenter in voller Kriegsstärke einziehen sehen. Vergebens machten wir in mehrtägigen Beratungen, welche im Erdgeschoß des Palais abgehalten wurden, den Kostenaufwand geltend, die Rücksicht auf die so lange von ihren Familien und Geschäften getrennten Leute, das dringende Bedürfnis, der Landwirtschaft so viele Arme zurück zu geben. Der Kaiser, der den eigentlichen Grund seines Widerstandes dem Ministerrate nicht eingestehen mochte,

45
hatte es schwer, gegen unsere Argumente anzukämpfen, blieb aber fest dabei, der Einzug solle in der Mitte des Juni und in voller Kriegsstärke vor sich gehen. Während der Beratungen kam es vor, daß in den Räumen über dem Beratungszimmer jemand mit so starken Schritten hin und her ging, daß der Kronleuchter in eine klirrende Bewegung geriet. Nach der letzten resultatlosen Beratung suchte Lauer, der Leibarzt des Kaisers, mich auf, um mir zu sagen, daß er die gefährlichsten Folgen für die Gesundheit Sr. Majestät, vielleicht einen Schlagfuß befürchten müsse, wenn nicht der Hausfriede hergestellt werde. Auf diese Mitteilung gab das Staatsministerium nach; der Einzug erfolgte erst am 16. Juni, unter den Augen Ihrer Majestät. ja

*

Weltkrieg

Über die Fehler, welche in der auswärtigen Politik begangen wurden, wird sich die öffentliche Meinung in der Regel erst klar, wenn sie auf die Geschichte eines Menschenalters zurückzublicken imstande ist, und die Achivi qui plectuntur sind nicht immer die unmittelbaren Zeitgenossen der fehlerhaften Handlungen.

*

Die Aufgabe der Politik liegt in der möglichst richtigen Voraussicht dessen, was andre Leute unter gegebenen Umständen tun werden.

Die Befähigung zu dieser Voraussicht wird selten in dem Maße angeboren sein, daß sie nicht, um wirksam zu werden, eines gewissen Maßes

von geschäftlicher Erfahrung und Personalkennntnis bedürfte, und ich kann mich beunruhigender Eindrücke nicht erwehren, wenn ich bedenke, in welchem Umfange diese Eigenschaften in unseren leitenden Kreisen verloren gegangen sind. Jedenfalls sind sie augenblicklich in Wien reichlicher vorhanden als bei uns und ist deshalb die Behauptung gerechtfertigt, daß die Interessen Östreichs bei Vertragsabschlüssen mit mehr Erfolg wahrgenommen werden als die unserigen.

*

Österreich

Die Redensart, daß Verschmelzung der wirtschaftlichen Interessen, das heißt Begünstigung der östreichischen auf Kosten der deutschen, eine notwendige Folge unserer politischen Intimität sei, ist mir zehn Jahre lang in wechselnden Formen von Wien her entgegengetreten, und ich bin der darin liegenden Zumutung ohne schrofne Ablehnung, aber auch ohne ihr im Geringsten nachzugeben, mit freundlicher Höflichkeit ausgewichen, bis dieselbe in Wien als aussichtslos erkannt und aufgegeben wurde.

*

Seipel

Ich habe nichts gegen S., er hat für mich nur den einen Fehler als Politiker, daß er Priester ist, und als Priester, daß er Politik treibt.

*

Christlichsoziale

Ich bin ein gläubiger Christ, aber ich fürchte, daß ich in meinem Glauben irre werden könnte, wenn ich, wie der Katholik, auf priesterliche Vermittlung zu Gott beschränkt wäre.

*

»Religiöse und sittliche Bildung der Jugend« ist an sich ein ehrenwerter Zweck, aber ich fürchte, daß hinter diesem Aushängeschild andere Ziele politischer und hierarchischer Richtung verfolgt werden.

*

Reichspost

Ich laufe Gefahr, in der Tat doch ein Buch zu schreiben; ich habe seit 20 Jahren zu viel unter der Giftmischerei der Herren von der Kreuzzeitung gelitten, um in Kürze von ihnen reden zu können.

Glossen

Die heilige Valuta

ist bekanntlich die Schutzpatronin, an die sich die frommen Bauern in ihren Nöten halten. Sie steht zwar nicht im Kalender, aber in den ‚Innsbrucker Nachrichten‘, und zwar so:

Die Wiener Merkantilbank Zweiganstalt Innsbruck

vormals H. Bederlunger & Co.

unter Patronanz des Zisterzienserstiftes Lilienfeld

Aktienkapital und Reserven zirka 5 Milliarden Kronen

verzinst bis auf weiteres Gelder ohne Kündigung mit 9 Prozent, mit Kündigung nach Vereinbarung, und besorgt alle Arten von Bankgeschäften kulantest.

Eigentlich ist es die Umkehrung eines Sachverhaltes. Aber eine Annonce des Zisterzienserstiftes Lilienfeld, daß es unter der Patronanz der Wiener Merkantilbank stehe, dürfte nur aus dem Grund bisher nicht erschienen sein, weil die Tatsache, daß die Kirche in Österreich unter der Patronanz der Banken steht, zwar bei den Wahlen zur Geltung kommt, jedoch auch offenkundig genug ist, um nicht vor den Wahlen hinausposaunt zu werden. Der Umstand, daß der Gläubige denn doch vielleicht keinen so guten Magen hat wie die Kirche, so daß es zu Umdrehungen (Konversionen) kommen könnte, verlangt schließlich seine Berücksichtigung. Aber eigentlich könnte schon das Bekenntnis wahrer Religiosität, wie es jene Annonce bedeutet, vollauf zu dem Entschlusse genügen, aus der Merkantilbank auszutreten.

* * *

Die geschäftlich vorzüglich fundierte Festnummer

Die Reichspost fühlt sich wie folgt geschmeichelt:

Ein Schweizer Gruß. Das Schweizer ‚Vaterland‘ widmet in seiner Nummer vom 2. Juli der Festnummer der ‚Reichspost‘ die bekanntlich der größte katholische Schab war, der nach jahrzehntelanger Schulung an der jüdischen Journalistik

bisher gelungen ist, ja den Osterfischzug der Neuen Freien Presse an Ausgiebigkeit noch übertroffen hat

einen außerordentlich auszeichnenden Aufsatz. Das angesehene katholische Blatt nennt die Nummer »eine journalistische Großtat« und fährt fort: »Nicht nur darum, weil die Festnummer ein kleiner Folioband geworden ist, nicht nur weil sie auch geschäftlich wie künstlerisch vorzüglich fundiert und ausgestattet ist, sondern — — |

Also wenn man nicht wüßte, daß der diesbezügliche Funder der Wiener Korrespondent des Blattes ist, möchte man glauben, daß es ihm einen ganz kleinen schwarzen Grubenhund ange-sonnen hat, der auf dem Schoß Platz nimmt und zum Dank etwas zurückläßt. Nein, es ist kein Witz. Auch in der Schamlosigkeit des Stolzes auf die Milliarde der — zum Katholikentag — gesammelten Bankengelder erscheint das jüdische Vorbild erreicht.

* * *

Dieselbe

ist ob der liebevollen Umschlingung von Eucharistie und Bank-geschäft, die im Zeichen des Kreuzels geradezu die Wieder-einsetzung der Händler und Wechsler in ihre angestammten Tempelrechte feierlich vollzog, ein geschichtliches Dokument allerersten Ranges. Die einzige ganzseitige Annonce, die wieder den ursprünglichen Anteil der Kirche an einem Handelsartikel bekundet, war die, welche sich auf das schlichte und zu Herzen gehende Wort der Pfarrers Kneipp über Kathreiners Malzkaffee berief. Würdig erschien sie darum auch von einem dichterischen Hinweis auf seine Verdienste abgeschlossen:

Er allein hat still bedacht,
Um es uns zu lehren,
Wie man braunen Kaffee macht
Aus der Frucht der Ähren.

Kathreiners Malzkaffee ist der beste. Denn

»Gerstenkaffee«, ich gesteh',
Kann leicht jeder rösten,
Nicht »Kathreiners Malzkaffee«,
Diesen edlen, besten.

Diesen stärksten lyrischen Mitarbeiter der Festnummer nennt aber die Reichspost nicht mit Namen, wie etwa den Verfasser des Gedichtes, in dem die Strophen vorkommen:

Mein Vaterland, daliegt's,
An ang'schossens Reh!
Is aber nôt toud nuh,
Höbts Köpferl af d' Heh.

Wie kommt das nur?

As hat iehm da Seipel
Dös Weg*) verbund'n,
Und 's Kräutel, dös rechte,
Hots selber g'fund'n.

Zur Unterstützung des Verständnisses macht der Dichter, der aus Grieskirchen ist, bei »Dös Weg« die Fußnote: Wunde.

Bei'n Kreuzel, in Wald drin,
Wo d' Tannabam steh'n,
Dös häuftö nôt kennan,
Dö oft vorbeigeh'n.

Hier fehlt jede Erläuterung. Ich gehöre wohl zu jenen, die das Kreuzel kennan, aber wieder nicht wissen, was »häuftö« ist, während wieder häuftö (die Hälfte?) der Reichspostleser nicht wissen werden, was das Kreuzel bedeutet (indem sie nämlich trotzdem nicht erkennen, daß es sich um eine bezahlte Text-einschaltung handelt).

n
Haberfür

Mir aber nur kennans
Und kniean uns dorthi —
Ih flick mi ah zuwö
A so wia ih bi —

Was ist zuwö?

Aft singan ma wieder
Wie d' Zeiserl so schen,
Denn Esterreich derf net,
Und wird net z'grund geh'n!

Nein, ein Volk, das solche Dichter hat, kann nicht. Und zumal, da es einen Genius besitzt, von dem Hussarek, der gerichtsbekannte Shakespeareforscher, in dieser Festnummer auszusagen weiß:

Aus der katholischen Laienwelt sei hier nur ein Name genannt, der R. v. Kraliks, eines Polyhistor, wie er im deutschen Volke kaum seinesgleichen hat. Die Originalität seiner Arbeiten sichert ihm bleibende Frische. In den Anregungen, die er

einem weiten Kreise für Hohes und Schönes Begeisterter geboten hat, erinnert sein Wirken an manche edle Gestalt der Renaissance. Er war in allen Stadien seines reichen Lebens ein glänzender Vertreter der Betätigung einer durch kein amtsmäßiges gebundenes Wirken behinderten freien Schaffenskraft, wie sie sich auf dem Höhepunkte der Glanzzeit von Hellas einst Platon in seiner Akademie vorstellte.

Während sich Herr Hans Bretschka, drei Jahrzehnte katholischer Literatur in Österreich umfassend — was schon etwas heißen will — »auf der Suche nach dem Gral« befindet, ist in einer »Widmung« der Herr Chefredakteur so offenerzig zu bekennen, worum es sich eigentlich handelt: das Festblatt

sucht einen Überblick zu geben über das in diesen drei Jahrzehnten Gewordene und Gewonnene und über die gebliebenen Lücken, über die Hoffnungen, die uns die Vergangenheit gibt und die Aufgaben, die sie uns für die Zukunft zuweist.

Es fehlen nämlich faktisch noch einige Judenbanken, die man jedoch bei nächster Gelegenheit zu gewinnen hofft. Wiewohl aber die Reichspost den Ehrgeiz hat, in diesen Belangen päpstlicher als der Papst zu sein und sowohl Benedikt I. wie II. in den Schatten zu stellen, blickt sie doch auch zu Pius XI. empor, wie der interessanteste unter den vielen wertvollen Beiträgen der Festnummer dardut:

Papst Pius XI. zur 30-Jahr-Feier des Blattes.

Aus Anlaß des 30-Jahr-Jubiläums der »Reichspost« richtete Chefredakteur Dr. Funder im Namen der Herausgeberschaft und der Redaktion des Blattes an den Heiligen Vater eine Kundgebung, die der Ehrerbietung und Dankbarkeit für den Päpstlichen Stuhl und der hingebungsvollen Treue für die heilige Sache der Kirche Ausdruck gab; zugleich bat Dr. Funder den Heiligen Vater, als Widmung einen Originalbrief des Heiligen Karl Borromäus überreichen zu dürfen, der seinerzeit dem Bürgermeister Dr. Karl Lueger geschenkt worden war, ein Dokument, das, in die Vorgeschichte des Tridentinischen Konzils zurückgreifend, aus Mailand, jener Wirkungsstätte des großen Heiligen, stammt, die auch die Heimat Papst Pius XI. ist.

Hierauf ist folgende huldvolle Antwort eingetroffen:

Dr. Friedrich Funder, Director, Reichspost, Wien.

Roma, 26. 6.

Anno exeunte tricesimo, cum Reichspost editur, Augustus Pontifex vehementer de Tua Tuorumque opera gratulatur deque Sancti Caroli perjucunda scriptione plurimas gratias agens Apostolicam benedictionem Tibi omnibusque, qui ad ephemeridem quoque

li
— Sp. 1.

modo pertinent, amantissime imperfit, quo magis magisque ad rei catholicae incrementum contendere pergatis. Card. Gasparri.

In Übersetzung:

Rom, 26. Juni.

»Da sich der 30jährige Bestand der »Reichspost« zu vollenden beginnt, gratuliert der Heilige Vater kräftig zu Deinem und Deiner Mitarbeiter Wirken; gleichzeitig dankt Er vielmals für das hochwillkommene Schriftstück des hl. Karl, alle irgendwie an Deinem Blatte Tätigen segnet er liebevollst, damit Ihr umso eifriger fortfahret, mit aller Kraft zu arbeiten zum Gedeihen der katholischen Sache.

— spurs

Kardinal Gasparri.«

Woran sich noch ein Glückwunsch des Apostolischen Nunziums sowie einer des Erzbischofs von Wien, des bekannten Piffel, anschließt. Das Schreiben des Kardinals Gasparri ist nicht wortgetreu übersetzt, weil zum Beispiel die Bezeichnung der Reichspost als einer Ephemeride Schwierigkeiten der Verdeutlichung dieses Begriffes mit sich gebracht hätte. »Incrementum« jedoch ist kein Druckfehler und mit »Gedeihen« ganz richtig wiedergegeben. Hingegen werden die Leser der Reichspost das Wort »Omnibus« vermissen, während wieder die Benediktion der Reichspost tatsächlich nichts anderes bedeutet als deren Segnung, was freilich durch den Umstand, daß sie alle einschließt, die an dem Blatte »irgendwie« beteiligt sind, also auch die jüdischen Bankdirektoren, mißdeutbar ist. Aber hier ist wirklich nicht jene Benedektion gemeint, die einer Fundierung gleichkommt. Interessant ist, daß der Funder sich vom Kardinal »du« sagen lassen muß, was mir, Hessen-Zeitschrift doch erst fünfundzwanzig Jahre alt ist, nicht widerfahren könnte. Neben dem religiösen Ernst ist aber auch für den profanen Humor gesorgt und zwar vor allem durch einen Artikel, der die Haltung der Reichspost im Weltkrieg behandelt und darüber Klage führt, daß ihr die Aufgabe, einen ehrenvollen Frieden herbeizuführen, nachdem sie so lange für serbische Ohrwascheln und russische Beuscheln als Kriegsandenken geschwärmt hatte, »nicht leicht gemacht« wurde. Sie sei sogar oft konfisziert worden, einmal zum Beispiel wegen ihrer Begeisterung für den Conrad v. Hötzendorf, öfter wegen Kritiken gewisser Mißstände.

1. die fortsetzen soll, den

H. v. J. 1914

So bot das Blatt häufig ein ganz einseitiges Bild. Nur was es lobte, erschien, was es tadelte, war unterdrückt. Manche Vorwürfe aus der Leserwelt haben uns aus diesem Grunde damals unschuldig getroffen.

23

Offenbar hat eben, während die Militärzensur die kriegsfeindlichen Artikel der Reichspost unterdrückte, diese wieder jeden weißen Fleck unterdrückt, damit man ja nicht merke, daß in der Monarchie nicht alles zum Besten bestellt sei. Denn wir von der Reichspost betrachteten es als unsere Pflicht,

sobald einmal die Würfel gefallen waren, bis zum Kriegsende Disziplin zu halten, keinen Gedanken an Schwäche und Furcht aufkommen zu lassen, uns bewußt, wie scharf der Feind die Stimmungen der Mittelmächte kontrolliere und wie sehr alles, was als Schwäche gedeutet werden könnte, kriegsverlängernd wirken müsse.

Ja, hättesie nicht den Weltkrieg mit den Worten »Endlich! Endlich!« begrüßt, das Stahlbad gesegnet und den Anschein unentwegter Bestialität, blutenden Herzens, allen Zusprüchen Lammaschs unzugänglich, bis zum letzten Hauch von Mann und Redakteur durchgehalten, so hätte eben der Krieg noch länger gedauert. Sie bezwang aber ihren Defaitismus und focht ihre Kämpfe mit der Militärzensur im Stillen aus, so daß wir schon im Herbst 1918 den Frieden hatten. Heute, in der Festgesellschaft der Kreise, die die Waffen geweiht hatten, und jener, die vom Diebstahlbad profitiert haben, kann sie, lebend und leben lassend, endlich, endlich bekennen, daß ihr Herz keine Mördergrube sei.

* * *

An das Christentum der Herren Piffel, Funder, Kienböck und Popper

Im Frühjahr rief die Reichspost zur »Hilfe für einen braven Parteimann, ihm durch eine Kur in Bad Hall sein Augenlicht zu retten«. Bis Ende Juli sind zweiundeinhalb Millionen Kronen, also etwa 170 Friedenskronen zusammengekommen, ein Ergebnis, zu dem weder die Prominenzen des Katholikentages etwas beigetragen haben, noch die Reichspost selbst, die zu jenem feierlichen Anlaß wie zu dem ihres eigenen Festtags von den jüdischen Banken weit mehr bekam als zu einer Kur in Bad Hall erforderlich wäre. Auch vom »Hussarek-Fonds«, der damals freilich nur zirka zwanzig Millionen Kronen vereinnahmt hatte und über dessen Verwendung wohl noch nicht entschieden wurde, ist für den erblindenden Parteigenossen nichts abgefallen, und die Leser

Dem Piffel

H. m. Piffel

der Reichspost haben auch nicht die Beruhigung erhalten, daß man ihn auf jeden Fall veranlaßt habe, die notwendige Kur anzutreten. Im Lauf der Sammlung wurde der brave Parteimann in einen »wackeren Mann« verwandelt und seit August erscheint die Chiffre, unter der das christliche Erbarmen angerufen wurde, nur noch dreimal, und zwar in der weiteren Vereinfachung: »Für einen von Erblindung bedrohten Mann«, vielleicht um lieber die zögernde Menschlichkeit als das zögernde Parteigewissen bloßzustellen. (Denn es mag über dessen Beschaffenheit immerhin der Umstand zu denken geben, daß an der Raschheit und Gründlichkeit der Hilfeleistung in Kreisen, wo die christliche Nächstenliebe keine Parteiangelegenheit ist, etwa in Arbeiterkreisen, gar nicht zu zweifeln wäre, und es könnte solchen Parteigängern, die noch nicht selbst mit Blindheit geschlagen sind und die von den reichen Mitteln ihrer Kirche einen schleunigen Abschluß der Sammlung erwartet hatten, die Augen öffnen.) Unter jener reduzierten Chiffre waren am 12. August 5000, am 19. 50.000 und 75.000 und am 16. September 20.000 Kronen ausgewiesen. Die 75.000 Kronen erscheinen als von »Verwaltung ‚Das neue Reich‘« gespendet. Diese Spende ist indes nicht freiwillig, sondern durch meine Intervention erfolgt. Ich hatte dem ‚Brenner‘, an dem die katholische Zeitschrift einen urheberrechtlichen Eingriff begangen hatte und der mich um Rat anging, diesen mit der Empfehlung erteilt, zunächst durch den Anwalt einen materiellen Ausgleich anzustreben, und zwar so, daß das ‚Neue Reich‘ sich zu der Sühne bereit erkläre, für den der Erblindung nahen Parteimann, für den bisher so wenig geschehen sei, den Rest der Summe zu bezahlen, die zur Kur in Bad Hall erforderlich wäre. Das ‚Neue Reich‘ erklärte sich bereit, diesem Zweck 75.000 Kronen zu opfern, und gelangte so in die Wohltäterliste der Reichspost. Ob deren charitative Absicht mit dieser Leistung verwirklicht werden konnte, ist immerhin ungewiß. Sollte es nicht der Fall sein, so ist zu hoffen, daß es durch diesen meinen Hinweis nunmehr geschieht. Wenn auch diese Erwartung enttäuscht werden sollte, so erkläre ich mich bereit, die noch fehlende Summe vom Ertrag einer Vorlesung beizustellen, wofern die Reichspost sich entschlöße, die genaue Höhe des Erfordernisses mitzuteilen. Sollte sie eine solche direkte Nachhilfe nicht für wünschenswert halten, so

wird ihr wohl nichts übrig bleiben, als mit allen und schlimmstenfalls mit eigenen Kräften die Hilfe zu betreiben und für die endliche Zustandebringung der Summe aufzukommen. Denn hier handelt es sich nicht um die Linderung eines bereits vorhandenen, sondern um die Abwendung eines drohenden Übels, das mit jedem Tage näherrücken zu sehen dem fühlenden Leser eine Pein sein muß, und eine christliche Zeitung, die diese Vorstellung doch mit Recht lebendig erhält, um die Hilfe zu ermöglichen, darf auch nicht ihr Gewissen mit dem Vorwurf belasten, daß die Hilfe zu spät kam. Wenn sie mit der Bereitwilligkeit, eine Sammlung einzuleiten, sonst nur die Anschauung zum Ausdruck bringen wollte, daß dem Mann geholfen werden kann, so liegt dieser Fall — Gefahr der Erblindung und Gefahr, daß ein sehendes Christentum ihrer nicht achtet — doch so, daß dem Mann geholfen werden muß.

. . .

Zu Ehren eines Mitgliedes der Regierung unter Teilnahme der Minister

In der Erörterung der Burgtheaterkrise, die alles in allem eine größere Partie des publizistischen Interesses einnahm als der Untergang Japans, und deren lästigste Ausspinnung wie immer die Theatersittenrichter besorgten, die unter dem Vorwand, das Thema satt zu haben, nicht genug davon kriegen können — in dieser ganzen Aufhäufung der Ödigkeiten zweier Lager wurde es schwer, die Antipathien gerecht zu verteilen. Wie sollte man/Leidenschaft aufbringen, um die leibhaftige Mittelmäßigkeit eines Kunstbetriebes und die vom Studium preußischer Kriegswissenschaft gestützte Autorität des Herrn Paulsen gegen den Zugriff des Partei- und Amtsknotentums zu verteidigen. Was sich aber diese Sorte herausnimmt, die wirklich wähnt, daß eine Republik die unveränderte Übernahme aller Kabalen- und Protektionsmöglichkeit und die Aufteilung aller höfischen Ungebühr unter die Spitzen des Staates gewährleisten sollte, das trat in einem wenig beachteten, doch in seiner naiven Herzigkeit umso beachtenswerteren Moment zutage, sozusagen in einem Momenterl:

100/2

100/2

Minister Dr. Schneider verwies darauf, daß Direktor Paulsen ihn und die ganze Regierung in zweifacher Richtung geradezu vor den Kopf gestoßen habe, einerseits weil er die Diskussion in die Öffentlichkeit getragen habe und weil er gestern eine Vorstellung im Akademietheater, die zu Ehren eines Mitgliedes der Regierung unter Teilnahme der Minister geplant war, sistiert habe. Hiefür würde der Regierung eine Satisfaktion Paulsens gebühren. Nichtsdestoweniger — —

— S. 121

Unter Teilnahme der Minister! Man denke nur, wie sich, wenn der Umsturz den Franz Joseph auf dem Höhepunkt seines Wirkens ereilt hätte, die Sonnenthal, Baumeister und Lewinsky, die Wolter, die Gabillons und Hartmanns hätten zusammennehmen müssen. Was sich ein Kaiser höchstens zu seinem Regierungsjubiläum erlaubt hat, das versteht sich jetzt zum fünfzigsten Geburtstag des Herrn Vaugoin von selbst: also daß, wenn dieses Ereignis einst höchstens durch Zuziehung von d'Geigerbuam zum Wirtshaustisch gefeiert ward, jetzt die Burgschauspieler aufspielen müssen. Wie immer sie heute beschaffen sein mögen und wie ungewichtig die Persönlichkeit ihres bedrängten Direktors — diesem sei es als Verdienst angemerkt, daß er den Unfug verhindert und der Regierung weder eine Extravorstellung noch eine Satisfaktion für deren Unterbleiben gewährt hat, da ihr doch für deren Anordnung etwas anderes gebührt hätte.

L. Wolff
L. Lehmann

Ruhe!

Zunächst einmal die aufrichtige, kaum mehr zu unterdrückende Bemerkung, daß einem diese ewigen Burgtheater-Krisen nachgerade zum Halse herausstehen.

Dieses berechtigte Gefühl des Widerwillens an einem tausendmal wiedergekäuten Wirrwarr von Ödung, Ungeistigkeit, niedriger Eingeweihtheit und Beziehungstratsch könnte nicht plastischer zur Geltung kommen als durch die achtspaltigen Feuilletons, die der Herr Salten dem Bekenntnis folgen läßt, und es ist mir kein Fall in der Literatur bekannt, dem die Schopenhauerische Formel vom »tierischen Ernst« so gut angepaßt wäre, wenn nicht naturhaftem Wesen durch einen Vergleich mit den polemischen Unternehmungen des Herrn Salten doch Unrecht geschähe. Fast wieder für die Originalität eines journalistischen Alleskönners spricht diese bis zur Einfalt gesteigerte, ihrer mehltauigen Wirkung völlig unbewußte Energie in der Behandlung einer Materie, die statt des beherrschten psychologischen oder beobachterischen Geschmuses einmal »Stellungnahme« erfordert. Es gibt in der Wiener Journalistik einen Pegel der Banalität, der mit dem Namen Karpath bezeichnet ist. Da erfährt man, namentlich aus der Sphäre der Hoftheaterdiplomatie, alles, was die letzte Instanz wissender Unbildung unter dem Siegel einer nicht mehr zu haltenden Verschwiegenheit von sich geben kann, und sieht förmlich, wie ein breiter Tritt auf schmalspuriger Geistesbahn sich behagt. Von jenem Salten kann man wohl sagen, daß er das ganze Register europäischen Denkens zwischen Dostojewski und Karpath beherrscht, aber am ursprünglichsten dürfte er doch sein, wenn er in den Fußstapfen des letzteren einhertritt. Der temperamentlose Eifer, mit dem da in einer Sache, die keinen Menschen interessieren würde, selbst wenn sie nicht jedem bekannt wäre, aufbegehrt wird, das endlose Abwickeln einer These, die zu leer ist als daß man Neigung hätte ihr zu widersprechen, das unwiderleglich Nichtssagende, die apodiktische Langweile, die dort, wo sie recht hat, recht hat recht hat recht hat,

die abgründige Fähigkeit, sich in das Vertragsproblem und den Werdegang der zwar belebten, aber noch immer nicht belebenden Wohlgemuth zu vertiefen, und alles in allem die Kunst, tant de bruit zu machen, um sich über diesen zu entrüsten und dabei zu zeigen, daß man die Omelette gern selber anfertigen möchte, aber nicht kann — es ist hinter der sonstigen Anstelligkeit und feuilletontechnischen Allerweltsbereitschaft doch die echte Unbegabung. Denn das polemische Pathos muß man haben und kann es nicht nachmachen; hat man es nicht, so entsteht eben das echte Karpathos. Eine satirische Anstrengung wird sichtbar, an der der Gegner erstarkt und selbst das Thema Paulsen ins Riesenhafte wächst, und in der Hitze des Gefechts, in der es für den Unbetheiligten nicht zum Aushalten ist, tritt nur etwas Erleichterung für den Angreifer dadurch ein, daß sich ihm dank einem ironischen Handgriff die syntaktischen Fesseln lösen:

Das war sehr edel, war so recht wie Brutus gehandelt.

Brutus hat allerdings auch so gehandelt, aber da schaute für ihn ein Aktivum heraus, denn er wurde nicht gehandelt. Wie macht man das also, da man doch Paulsen mit Brutus vergleichen will? Solche Schwierigkeiten ergeben sich, wenn man sich mit der deutschen Sprache einläßt; als ob es nicht genügte, daß man recht hat. Nun, das sind Haarspaltereien, die Hauptsache ist, daß klar herauskommt, was man meint. Zum Beispiel so:

40

Er widersetzt sich jetzt mit Leidenschaft der neuen Dienstinstruktion. Er widersetzt sich jetzt mit Leidenschaft dem neuen Vertrag, den Frau Wohlgemuth bekommen soll. Bei solchen Dingen aber ist nichts schädlicher als Leidenschaft und nichts so notwendig als Ruhe.

Das ist doch so wahr wie klar. Oder vielleicht nicht? Also für alle Fälle, nachdem das Sich-mit-Leidenschaft-der-neuen-Dienstinstruktion-widersetzen gründlich ad absurdum geführt ist und nun gezeigt werden soll, daß Ruhe nottut, um den neuen Vertrag der Frau Wohlgemuth ins Auge zu fassen, wird dieser Punkt, zur strengen sachlichen Unterscheidung von den andern, gleich mit der größten Energie angepackt:

Herr Paulsen
— also er —

widersetzt sich mit Leidenschaft dem neuen Vertrag der Frau Wohlgemuth.

Und nun erst wird mit jenem Pathos, das dem Gegenstand angemessen ist, dargetan, wie töricht es sei, hier Leidenschaft aufzuwenden. Hier ist mehr Besinnung am Platz und ein beharrliches Fortschreiten in Gedankengängen, wie sie etwa den fachlichen Ernst einer Kuh beim Grasens zu beschäftigen scheinen. Herr Salten ruft nämlich die Menschlichkeit auf, sich dem Fall Wohlgemuth zuzuwenden:

Menschlich und künstlerisch ist hier Herr Paulsen voll im Unrecht. Menschlich: denn Frau Wohlgemuth hat vierzehn u n w i e d e r b r i n g l i c h e Jahre der Jugend im Burgtheater gewirkt. Diese vierzehn Jahre kann sie nicht mit sich fortnehmen, wenn sie heute gezwungen wird, zu gehen. Was das bedeutet, versteht man sofort, wenn man sich erinnert — —

Also man versteht. Aber auf diese karpathetische Art wird nicht etwa ein Vergleich mit dem Leben einer Phosphorarbeiterin, eines Kohlengrubenarbeiters bezweckt oder mit der im Weltkrieg vergeudeten Jugend der ganzen Menschheit, ja es soll nicht einmal gesagt werden, daß die Frau Wohlgemuth in jenen vierzehn Jahren sich über Drangsale und Mangel an Beschäftigung zu beklagen hatte. Nein, es wird die Chance von Schauspielerinnen, am Burgtheater wie sonst nirgendwo auch als ältere Frauen noch jugendliche Rollen spielen zu können, als Berufsrisiko dargestellt. Man soll sich erinnern,

daß die Hohenfels vor keinem anderen Publikum, als vor dem des Burgtheaters, zeitlebens das junge Mädchen hätte bleiben können;

man soll »bedenken«, daß es der Bleibtreu u. s. w., um die Tragik, welche die Frau Wohlgemuth zwar nicht auf der Bühne, aber durch ihr Schicksal fühlbar macht, zu ermessem.

Jeder Künstler, jede Künstlerin vertraut dem Burgtheater derart Leben, Lebenskraft und Blüte an, muß aber dann auch sicher sein dürfen, nicht eines Tages mit allen Wurzeln aus diesem Boden gerissen zu werden.

Sie sind durch die Aussicht, im Burgtheater immer das jugendliche Fach zu behalten, um jede Möglichkeit, wo anders das ältere zu spielen, betrogen. Ein abgründiger Gedanke, der aus dem Hang zur Problematik aufsproß; und nun erst, nachdem die menschliche Seite des Falles erledigt ist, kann die künstlerische bloßgelegt werden, wobei auf das langsame, langsame

Reifen einer Schauspielerin Bedacht genommen wird, die mir auch nach vollbrachter Erweckung ungefähr so viel sagt wie die Pallas Athene vor dem Parlament. Und mit einer Ledernheit, die geradezu Funken sprüht, wird das alles ausgeführt, wobei bloß dem Setzer, der sich nichts dreimal sagen läßt, die Geduld reißt, so daß er justament aus einer Hermione dreimal eine Heroine macht. Recht hat er; wo er recht hat. Dagegen hat er dem Herrn Salten eine Ausführung von geradezu messerscharfer Klarheit durchgehen lassen:

Der ehrenwerte Abgeordnete heißt, wenn ich mich recht erinnere, Steinegger; er ist im täglichen Leben durchaus nicht immer Staatenlenker, sondern eigentlich Unterbeamter bei der Post, und vom Theater versteht er ungefähr so viel, wie ich vom Postwesen. Ich kann nichts dafür, daß ich vom Postwesen nichts verstehe, und der höchst achtenswerte Herr Abgeordnete kann nichts dafür, daß er vom Theater keinen Dunst hat. Er hat sich niemals berufsmäßig mit dem Theater beschäftigt und ich niemals mit der Post. Man darf weder ihm, noch mir einen Vorwurf daraus machen. Aber ich würde es auch nicht wagen, in der gesetzgebenden Versammlung aufzustehen und eine Donnerrede über die Post loszulassen. Ich hätte Angst, nicht nur mich persönlich, sondern das ganze Parlament zu blamieren. Freilich . . . ich bin kein Politiker und kein Parlamentarier. Deshalb — —

Gräßlich. Die Prämisse scheint zu sein, daß Herr Salten etwas vom Theater versteht. Das weiß ich nicht, aber sicher ist, daß er nichts vom Postwesen versteht, wenn er nicht einmal weiß, daß da nicht mehr zu verstehen ist als daß Briefe nicht verloren gehen und bald ankommen sollen. Wenn vom Theater nicht mehr zu verstehen ist, so dürfte Herr Salten, ohne daß er es weiß, etwas davon verstehen. Es ist der typische Fall der umfassenden Unbildung, die aus lauter Respekt vor dem Spezialfach gerade eins zu fassen kriegt, das keines ist. Die Gefahr, sich mit Spezialfächern einzulassen, die leicht zu beherrschen sind, gelangt an einem pharmakologischen Fall, der dem Herrn Salten zugestoßen ist, zu noch drastischerer Erscheinung. Von Humorlosigkeit sprudelnd, also darin Fachmann, breitet er sich über das Wesen der Komik aus:

Komik vernichtet jede sinnliche, und schon gar jede sentimentale Regung mit derselben unfehlbaren Sicherheit, mit der ein bißchen Blausäure einen Hund oder eine Katze dazu bringt, alle Viere von sich zu strecken. Was mich betrifft, ich habe das Tier im Menschen herzlich gern, in mir wie in anderen, das sinnliche und das sentimentale Tier. Folglich bin ich gegen die Blausäure dieser Komik.

Ohne jede vernunftmäßige Begründung, nur aus einem Instinkt, den ich nicht zu überwinden vermag. — Und dann packt mich ein Grauen, das sich nicht bemeistern läßt. Wahrscheinlich ist es das Tier in meinem Innern, das nun Angst kriegt, es werde im nächsten Moment alle Viere von sich strecken müssen.

Demnach bekäme man nur aus dem Grunde nicht Blausäure im freien Handel, weil man damit seinen Hund oder seine Katze gefährden könnte. Was den Menschen betrifft, so würde ein bißchen davon ihn keineswegs dazu bringen, alle Viere von sich zu strecken; da braucht es schon ein ganzes Feuilleton. Aber Herr Salten ist beiweitem nicht so unwissend wie er glaubt, denn er gelangt im weiteren Verlauf des Gedankens zu der Feststellung, daß Frau Werbezirk nicht daran denke, alte Jungfern in jener ekligen Versüßtheit zu mimen, die wie Blausäure wirkt.

Offenbar also doch auf den Menschen, der freilich nach dem Genuß nur auszusagen pflegt, daß sie unangenehm süßlich schmecke. (Muß man denn aber auch immer naschen?) Doch zum Vergleichszweck war es nötig, das »Tier im Menschen« und zwar sowohl das sinnliche — vermutlich die Katze — wie das sentimentale, das noch schneller draufgeht — den Hund — zu strapazieren, und später hat Herr Salten »daran« vergessen. Um aber auf besagten Paulsen zurückzukommen, so hat jener schon alles klargemacht, nur nicht sein Urteil über ihn, was eben, da man im gegebenen Zeitpunkt noch nicht sicher weiß, ob er gehen oder bleiben wird, schwierig ist. Das sieht dann so aus:

L#
Nach einer einzigen Saison, die an Konflikten, Krisen und Stürmen, an Krach und Bums, an Affären und Demissionen viel reicher gewesen ist, als an künstlerischen Ereignissen, liegt kein vernünftiger Grund vor, über die direktionalen Talente des Herrn Paulsen in Begeisterung zu geraten. Ein paar Vorstellungen waren so vortrefflich, wie sehr viele Vorstellungen in früheren Jahren auch. Dagegen haben andere Aufführungen an argen Besetzungsfehlern schwer gelitten. Auch ist kein einziger Schauspieler durch die Regie des Herrn Paulsen künstlerisch gefördert, innerlich gesteigert oder entwickelt worden.

Jetzt der Übergang:

Diese rein künstlerische Leistung darf man nach seiner ersten Saison von ihm weder verlangen, noch darf man sie ihm anrühmen. Er konnte sie gar nicht verrichten, diese Leistung. Er war überbürdet, wie noch nie ein Direktor.

Zur

Bitte wenn möglich
diesen Bogen für morgen zu
imprimieren.

Ein Spaßvogel

scheint der Herr Professor Konrad Burdach zu sein, aus dessen Glückwunsch zur Bahr-Feier in den ‚Preußischen Jahrbüchern‘ die folgende Reverenz des berühmten Forschers vor der Presse von dieser entnommen wird:

... Ich habe von dem journalistischen Beruf eine sehr hohe Meinung. Goethes tiefes Wort: »Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, sonst bedarf es keiner Offenbarung« — wo könnte es lebendiger sich verkörpern als im Zeitungsdienst?

Der Herr Professor hätte vollkommen recht, wenn es »Schwerer Dünste tägliche Bewahrung« hieße.

Das Vermächtnis des sterbenden alten Parsen, in dem Goethe den Urkern westöstlicher Religiosität fand, und zugleich sein eigenes persönliches Verhältnis zum Göttlichen aussprach, der Journalist, der seine Pflicht tut, vollbringt es täglich aufs neue.

Gehst denn nicht.

Tag für Tag zieht an ihm ein immer neues Heer von Ereignissen und Tatsachen, Schriften und Büchern, von handelnden, redenden, schaffenden Menschen, von künstlerischen Leistungen aller Art vorüber. Er soll dazu Stellung nehmen, die auf ihn losstürmenden Eindrücke ordnen, gestalten, sich über sie ein eigenes Urteil bilden.

Aber nein, er soll nicht!

Nicht morgen oder übermorgen, oder in Wochen, sondern unverzüglich.

Da kann man nur sagen: Hat's ihm wer g'schafft? Was das eigentliche Übel ist, wird da, wie in allen Verklärungen des journalistischen Unfugs, als Verdienst reklamiert. Burdach übersieht, daß sich der Journalist seine Aufgabe manchmal leichter machen kann. Mit den Eindrücken zum Beispiel, die von den mich betreffenden Tatsachen, von meinen Schriften, Büchern, Reden und künstlerischen Leistungen auf die Wiener Presse losstürmen, wird sie spielend fertig. Aber auch sonst

weiß sie sich öfter zu helfen. Jene Burdach'sche Zeile endet mit den Worten:

Der Journalist lügt Jahr für Jahr

und schon glaubt man, daß ein Druckfehler den Mann auf den rechten Weg gebracht hat, aber er setzt leider fort:

vom hohen Turm in die Weite wie der Wächter der mittelalterlichen Burg;

— wohin verirrt sich Burdach?

er kündigt den Anbruch des Tags, er weckt die Schläfer, er meldet das Nahen von Freunden und Gästen, von festlichem Besuch, oder auch Feuersbrunst und heranrückende Feinde. Schnell entschlossen muß er seine Signale geben, stark und vernehmlich muß er rufen.

Wie Burdach das nachfühlen kann!

Längeres Überlegen, allmähliches Reifen der Gedanken, Abwarten wird ihm nicht gewährt.

Nämlich dem Journalisten.

Für ihn gilt unablässig mit eiserner Notwendigkeit, das grausame Hic Rhodus, hic salta! Und er darf seine Gedanken und Empfindungen über das tägliche Allerneueste nicht wie ein Annalist im trockenen Ton des Tatsachenberichts niederschreiben. Er muß ihnen eine gefällige, anziehende, leicht verständliche, auf die bunte Leserschär wirkende Form geben.

Mit einem Wort, der Journalist ist ein armer Teufel, von dem verlangt wird, was ein Professor nicht kann. (Denn mit dem bloßen Schwätzen ist es nicht getan.) Burdach hat also mit Lippowitz das tiefste Mitleid und er wäre nur einigermaßen beruhigt, wenn er erführe, daß jener sich die Sache wesentlich erleichtert und daß der Mann, zu dessen sechzigstem Geburtstag er passender Weise eine Verherrlichung des Schmusens unternimmt, sein einziger ständiger Originalmitarbeiter ist. Burdach spricht die Ansicht aus, daß der Wissenschaftler, der Künstler und der Journalist »Brüder« sind. An und für sich müßte man ja sagen, daß an diese Brüderschaft nur glauben kann, wer sie getrunken hat. Aber ein Blick über das deutsche Geistesleben gibt dem Mann leider recht. Was speziell den Wissenschaftler anlangt, so erhellt schon dieser Geistesblitz seine Bündnistauglichkeit:

Man Burdach

Burdach ist
= Lipp

(Lippowitz
"trinken")

Er, der täglich, fast stündlich, ein Bekenner, im wahrsten und ursprünglichsten Sinne des verblaßten Wortes ein professor sein muß, er soll, sofern er sein Ziel erreichen will, auch ein Bildner sein des Gedankens und des Worts. So ist der Journalist, wenn er seinem Ideal nahekommt, zugleich Professor und Künstler.

Und der Professor ein Journalist. Was aber den Künstler betrifft, so ist dessen Befähigung, in der Reihe zu stehen, ohnedies durch die Erkenntnis, daß kein Hund so länger leben möchte, erhärtet.

Ich übertreibe nicht.

Sagt Burdach. Nein, er übertreibt wirklich nicht.

Wir haben solche deutsche Journalisten gehabt, und wir haben sie noch heute, in gar nicht geringer Zahl.

Auch solche Professoren.

Ich habe in meinem Leben von der Kindheit bis ins Alter sehr viel aus Zeitungen gelernt,

— kein Zweifel —

natürlich unendlich viel Stoffliches, Tatsächliches, Personalien. Aber Wertvolles auch in sprachlicher Hinsicht.

Wie man sieht. Die die Zeitungen schreiben, sind die Journalisten, und die sie lesen, werden Germanisten.

Das Schlagwort vom Zeitungsdeutsch, das die deutsche Sprache verderbe, ist höchst ungerecht.

Das beweist Burdach, der ja zugibt, daß da manches nicht immer stimmen mag, mit selbstlosester Logik wie folgt:

... Aber wie steht es denn mit dem Professoren-deutsch? Mit dem Deutsch unserer Gerichtsurteile, unserer Gesetze, unserer behördlichen Bekanntmachungen, unserer Parlamentsreden? Ist das etwa edler, gepflegter, reiner?

Gewiß nicht. Jedoch zu der Erkenntnis, daß alle diese stilistischen Sphären durch das Zeitungsdeutsch korrumpiert wurden, ja, daß die Moral aller dieser Institutionen ruiniert ist durch das bloße Vorhandensein der einen, deren wesenloser

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgeedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischsten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat :

›Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?‹
›Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.‹

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci júbilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlicht lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. *Lahn* Bahr erscheint ihm ›als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft.‹

jm
Er ist im schönsten Sinne des Worts ein ›Stiegelhupfer‹. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine (also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas/und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte ~~indes~~ einen andern Einwand:

~~indes~~
freilich

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

/r

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

den Kob

Frankfurt:

während ich doch im Kaffeehaus Schnitzler und Salten kennen lernte und in einer Burgtheaterpremiere mit dem neben mir sitzenden Hugo v. Hofmannsthal bekannt wurde. Das war auch natürlich.

Daß man den Hofmannsthal kennen lernt, wenn er daneben sitzt? Nicht doch: daß der Forschungsreisende, der zu so glücklichen Ergebnissen kam, den Hermann Bahr nicht kennen lernte. Denn Bahr stand mit Schlenther auf Kriegsfuß.

H Frankfurt

Was Burdach zum Lob des Bahr'schen Stils ~~Aussagt~~: daß er voll seltsam nachdrücklicher Anschaulichkeit, Ausdruckskraft, Anmut und Wärme sei, ohne Perioden, alle Sätze nur kurz aneinandergereiht, »die konstitutiven Elemente stets möglichst beisammen« — das gilt in gleicher Weise von seinem eigenen Stil. Könnte man literarhistorisch bedeutungsvolle Tatsachen lapidarer zum Ausdruck bringen? Aber man darf nicht etwa glauben, daß Burdach, der Bahr auf dieser Forschungsreise nicht persönlich kennen gelernt hat, ihn darum nicht gesehen hat. O doch!

Bei einer Premiere — vielleicht war es die des Rostandschen »Cyrano von Bergerac« mit Hartmann in der Titelrolle, vielleicht Fuldas »Herostrat« —

(Und sich vorzustellen, daß sich das nie mehr feststellen lassen wird!)

zeigte mir Schlenther, im Parkett neben mir sitzend,

— mit dem war er aber schon bekannt —

weit hinten Bahr und meinte leise, der sei ihm sehr feindlich gesinnt. Damals habe ich unseren Jubilar zum erstenmal lebend gesehen....

Folgt Beschreibung. Jahre vergehen, Burdach wird von Halle in die Berliner Akademie der Wissenschaften berufen, und seine und Bahrs Wege »haben sich niemals gekreuzt«.

Und so enge und vielfältige Beziehungen auch Bahr zum Berliner Theater, zur Berliner Journalisten- und Künstlerwelt hatte, wir sind niemals zusammengetroffen.

So ist das Leben; und dann ist es doch wieder anders:

Aber eine eigene Fügung brachte uns dann innerlich doch nahe.

vor allem

Nämlich zwei Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt »erregten« Burdach »aufs tiefste«. Es »überrieselte, überströmte, durchdrang« ihn »eine unerhörte Kraft des Schauens und Gestaltens«. Nicht die eigene, sondern die Bahrs. Was ihn, den Ostpreußen, *aber* an Bahr ~~er~~ begeisterte, war dessen Liebe zu Österreich, die er teilte, »soweit ein Niederösterreicher dazu fähig ist«. Wie das? Ein Niederösterreicher ist ja von Natur dazu prädestiniert, aber Burdach ist doch im Gegenteil ein Ostpreuße? Ja das ist es eben, da kommt es heraus:

+ vor allem

Und vielleicht regte sich in meinem so überaus empfindlichen, so ganz persönlichen Mitgefühl für das Wohl und Wehe dieses gefährdeten Reiches und vor allem für das Schicksal seiner geliebten Hauptstadt jener Bruchteil österreichischen Blutes, den ich von der Urahne ererbt habe, die auf dem Leopoldsberg bei Wien zuhause war und deren Vater aus Linz stammte.

Daraus würde sich dann aber auch die alte Zuneigung zu Bahr erklären/ und so hätte vielleicht das Zustandekommen eines umfassenden österreichischen Selbstgefühls darin seinen Grund, daß wenigstens in einem metaphysischen Sinne Burdachs Urahne, Bahrs Großmutter, Bartschs Mutter und Müllers Kind in einer Stube beisammengesessen sind. Und als Burdach, so sagt er, die beiden Bahr'schen Feuilletons gelesen hatte,

da ergriff mich die Sehnsucht, mit diesem geistvollen und wissenschaftlich denkenden Feuilletonisten, der über die einstigen impressionistischen Anfänge so hoch hinausgewachsen war, in persönlichen Gedankenaustausch zu treten.

(Schluß folgt.)

Mitten in der höchsten Spannung also, die sich des Lesers bemächtigt, der doch wissen will, wie sich das nun weiter gestaltet hat und ob Burdach Bahr persönlich kennen lernte, schneidet die Parze den Gedankenfaden entzwei. Wie der alte Voyeur im Theater, der zu dem im erwartungsvollsten Moment — die Pariserin entkleidet sich — niedergehenden Vorhang die Hände emporstreckt, mag da mancher Leser der Neuen Freien Presse empfunden haben, und seine Ungeduld war gewiß nicht geringer als die Burdachs selbst. Der nächste Morgen aber brachte nicht sogleich die Entspannung, sondern zizerlweis. Denn man las:

Diese Sehnsucht steigerten zum lebhaften Verlangen mehrere Aufsätze Bahrs über Bayreuth, die ich wenig später las.

spät

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlüpfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — und kommen so einander menschlich nahe. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder ~~oder~~ Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach war die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun ~~den Rausch~~ zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

gebracht waren, und sie ebenso die ihrigen ablegten, nahmen sie Platz.

Näher!

Ich durfte die letzte Gelegenheit, die sich bot, den mir innerlich so nahe gekommenen Mann

Weiter!

persönlich kennen zu lernen, nicht verpassen, stand auf, ging durch den Saal

Weiter! Näher!

um ihn und seine am Abend vorher innig bewunderte Gemahlin zu begrüßen. Indessen schien es mir beidem lebhaften Kommen und Gehen und bei der beständigen Benützung der Kleiderablage geraten, erst meinen Mantel, Schirm und Hut an mich zu nehmen.

Also da hört sich doch alles auf! Schöner Enthusiasmus, jetzt an so etwas zu denken! Da sind meine Mänaden ganz anders, denen könnte in solcher Situation, wenn sie mich endlich am Mantel fassen, der ihre gestohlen werden.

Ich mußte daher erst an Bahrs Tisch vorüber

Näher! Weiter!

und stand dann, als ich nach meinem Schirm und meinen übrigen Sachen suchte und langem wollte, Bahr gerade gegenüber.

No endlich! Und nur der Sorge um den Überzieher hatte er es zu danken, daß er nun seinen Herzensdieb hatte.

Da richtete er seine schönen braunen Augen mißtrauisch, prüfend, fast drohend auf mich.

Vielleicht war Bahr selbst um seinen Mantel besorgt und wußte nicht, daß er es mit einem redlichen Germanisten zu tun hatte. Aber der trödelt noch immer. Weiter! Weiter!

Ich griff rasch nach dem gefundenen Eigentum und schritt nun langsam auf Bahrs Tisch zu.

Schneller! Schneller!

Nun ging der Ausdruck seines Gesichtes in das höchste Staunen über, das freilich bei meinen ersten Worten herzlicher Freude wich. Die Situation hatte für mich etwas fnendlich Komisches.

Ja für wen denn nicht?

— Spat!

Wahrscheinlich

Haus

P
m

Ich kam mit vollem Herzen, nach langem Sehnen, um endlich der Person eines Schriftstellers und Künstlers meine herzliche Sympathie zu bekennen, aber da wir beide bedacht sein mußten, uns gegen die Nichtsnutzigkeiten dieses irdischen Lebens zu sichern, die auch an geweihter Stätte als das ewig mächtige Niederträchtige um uns stäuben, veritzte sich das hohe Ergebnis, daß zwei Menschenseelen ihre innere Gemeinschaft sich von Angesicht zu Angesicht bekräftigen konnten, mit dem lächerlichst Trivialen. Ist im Grunde nicht unser ganzes Leben solche Verquickung von Größe und Nichtigkeit?

Wem sagen Sie das! Es ist eine alte Wahrheit, daß selbst in Bayreuth Übröcke gestohlen werden können, wenn man sie nicht in der Garderobe abgibt. Aber was macht das, wenn nur das Herz voll ist und infolgedessen der Mund übergeht.

Wir ließen uns indessen den schönen Augenblick nicht verkümmern.

Recht so!

Mit wenigen warmen Worten stellte ich mich den zur Abreise Fertigen vor

Aber das war doch schon erledigt!

und sprach Hermann Bahr innigen Dank aus für sein tapferes, freies und begeistertes Bekenntnis zu Richard Wagners Bayreuther Gedanken, seiner Frau aber innigen Dank für ihre unvergeßliche Kunst, die selbst die gleichfalls bewunderungswürdigen Darstellungen der Materna, Marianne Brandt, Malten, Leffler-Burckard meiner Meinung nach übertroffen habe.

Wenn man sich vorstellt, daß der Mann, der diesen Spruch aufgesagt) und nach einem Weltkrieg im Gedächtnis behalten hat, daß das Ingenium, welches diese Szene erleben und schildern konnte, den Westöstlichen Divan herausgegeben hat, so kann man nur sagen: Da legst dich nieder! Oder auch die Erkenntnis gewinnen, daß ein solches Volk nicht zugrundegehen kann. Noch den Abglanz des Erlebnisses im Auge, schlicht und verhalten, schließt er die Schilderung:

Nach wenigen Minuten hieß es Abschied nehmen, denn Bahrs reisten vor mir nach anderem Ziel.

Seit dieser Begegnung habe ich Bahr nicht wieder gesehen.

Schade. Aber die Verbindung blieb. Bahr las Burdachs Forschungen über Karls IV. und seines Kanzlers Johann von Neumarkt Einfluß auf die deutsche Bildung, über Goethe und

anderes »und berichtete darüber häufig in Essays«. Er hat Burdachs Ergebnisse »sich angeeignet und für sein geistiges Leben schöpferisch fruchtbar gemacht«.

Die Idee des »schaffenden Spiegels«, in den Faustparalipomenen (Disputationsszene), die ich zum erstenmal in ihrer tiefen rätselhaften Bedeutung beleuchtet hätte, wurde ein Bestandteil seines eigenen Denkens und immer wieder von ihm hervorgehoben.

Ich habe mir die Beschaffenheit der geistigen Quellen Bahrs immer so vorgestellt.

Und man darf sagen, er ist ein Symbol seiner eigenen höchsten und eigentümlichsten Kraft. Bahr selbst hat das religiös-moralische Gebot, das sich darin verbirgt, in den letzten Jahren aufs schönste erfüllt.

Ich für meine Person muß bekennen, daß mir Burdachs Schilderung der Szene im Restaurant noch weit mehr sagt als seine Deutung des schaffenden Spiegels sowohl wie deren Wirkung auf Bahr.

Bahr hat in den letzten Jahren meinen wissenschaftlichen Bemühungen, die sonst bisher nicht viel Resonanz fanden, so stark und oft Anerkennung gespendet, daß mir dadurch eigentlich fast die Möglichkeit abgeschnitten ist, seine Dichtung und seine ästhetisch-literarischen Schriften meinerseits zu rühmen.

Es geht schon, es geht schon.

Ich würde indessen trotz dem naheliegenden Spott über die Retourkutsche mich nicht scheuen, ihn so zu loben, wie er es verdient und es meinem Gefühl und Urteil entspricht.

Was hindert Burdach? Und er scheut sich doch ohnehin nicht/

Aber ich übersehe nur einen geringen Bruchteil seines wunderbar vielseitigen Schaffens.

So muß er sich denn darauf beschränken, nur noch das ganze Schaffen in jedem einzelnen Schaffensgebiet zu würdigen, mit besonderer Berücksichtigung dessen, was Bahr für Goethe getan hat, und einen allgemeinen Überblick zu geben über die »unvergleichliche Dreiheit seines Wesens, als Journalist, Künstler, Gelehrter«. Mag aber auch ein Gelehrter, der ein Journalist ist, kaum beurteilen können, ob ein anderer ein Künstler ist, als Humorist hat er doch eine Leistung vollbracht, um die ihn sogar jener beneiden könnte.

Glossen

Vom sechzigsten Geburtstag

wären auch sonst allerlei Schna~~cken~~ und Schnurren zu erzählen, bunte Dinge in Fülle, aber wo anfangen und wo aufhören? Die durchgehende Tonart war natürlich, daß der Mann in allen seinen Verwandlungen immer beständig blieb, mindestens seinem eigenen Wahlspruch treu: niemals derselbe und doch immer derselbe. Herr Salten beklagte es sehr, daß die spießbürgerliche Auffassung ihn unweigerlich einen »Proteus« nenne, und um den Spießbürgern gleich zu zeigen, daß sie nicht zu wissen scheinen, was ein Proteus sei, führte er aus:

An dem Namen dieses mythischen Hirten kam Hermann Bahr fast niemals vorbei, so oft er eine der Schreibstuben passierte, die sich als geistige Prüfungsstellen betätigen.

Immerhin dürfte man dort wissen, mit wem Herr Salten den Proteus, der ein Meergott war und mithin höchstens Seekälber zu weiden hatte, verwechselt; ich vermute: mit Argus oder Augias, die auch keine Hirten waren. Das macht aber nichts, deshalb kann man doch Leitartikel über Kulturfragen schreiben. Also Bahr ist gar kein Proteus, was immer der gewesen sein möge (wiewohl er doch gerade am Lido an ihn/und zwar sowohl in seinem Beruf als Meergott/ wie im Kostümwechsel erinnert hat).

Und wenn es auch immer wieder ein anderer Altar gewesen ist, seine Andacht war jedesmal aufrichtig.

Salten kann dies aber auch anders ausdrücken:

Man braucht nur an die Zeitung denken, deren frühere und vorige Nummern so sehr wenig zur Lektüre reizen

(mich schon),

während man ihre neueste Ausgabe immer wieder mit Ungeduld erwartet (ich nicht);

an die Zeitung, deren Wesensart sich beständig gleich und treu bleiben kann, wie sehr auch ihr Inhalt von Tag zu Tag wechselt.

mit (zu) stark
spe.

Da steckt ohne Zweifel ein Kern von Wahrheit drin, die Wesensart der Zeitung bleibt sich beständig gleich. Und nun benützt Herr Salten die Gelegenheit dieser Erkenntnis, um in einer Apologie des Journalismus alles was er gegen mich ~~auf~~ ⁱⁿ den Herzen hat und das ganze Jahr hindurch auf demselben behalten muß, von sich abzutun. Es ist ja eigentlich diabolisch, daß so viele Leute dem Hermann Bahr eine Verherrlichung des journalistischen Wesens zum Geburtstagsgeschenk machen. Aber daß manche dabei ausschließlich an mich denken, ist eine Ablenkung vom Fest und ein Mangel an Aufmerksamkeit, den der Jubilar ihnen mit Recht verübeln könnte.

Die Geringschätzung der Tagespresse, das Zetern gegen den Journalismus ist durch kleine Literatenbosheit, durch einen Schwarm dünkeltueller und beschränkter Klugschwätzer in Mode gekommen. Allerdings nur in deutschen Ländern. Nur hier ist auch die Erklärung notwendig, daß der Ausdruck Journalismus keineswegs eine Bezeichnung für mindere Qualitäten vorstellt. Draußen, in den westlichen Ländern der großen Kulturen und der großen, weitschauenden Lebensklugheit, hat man sich nie so weit verwirren lassen, wütende oder hämische Zeilenklauberei als ernsthafte Kritik anzusehen. Draußen weiß man, daß der Journalismus der Führer von gestern ebenso wie der Führer von heute ist, und weiß, daß er der Sieger von morgen sein wird. Alle geistigen Quellen, wo immer auch sie entspringen, alle geistigen Strömungen münden im Journalismus, wenn sie nicht versanden wollen. Er ist der Träger und Verkünder aller großen Gedanken, der Befreier ganzer Völker, die letzte Zuflucht des Verfolgten, der sicherste Schutz den Mißhandelten. Er hat der Welt gezeigt und zeigt es ihr jeden Tag, daß die Waffen des Geistes mächtiger und wirksamer sind als die Waffen aller Armeen der Erde. Unter seinem unwiderstehlichen Zwang geht die Erziehung der Menschheit vor sich, wird das Fortschreiten der Menschlichkeit unaufhaltsam in Gang gehalten. Draußen, in den westlichen Ländern weiß man, daß die Welt hilfloser und finsterner gewesen ist, ohne Presse, daß sie heller und freier wurde, seit es einen Journalismus und Journalisten gibt, und weiß genau, daß die Welt ohne Journalismus nicht mehr leben kann.

Das ist ja, zumal mit der Beziehung auf die westlichen Länder, wo Sinclair lebt, so justig — bis zu der Pointe, daß die »Waffen

H. Hoffmann

mirick/jan

des Geistes, ohne die anerkanntermaßen die andern nicht losgegangen wären, mächtiger und wirksamer sind als die Waffen aller Armeen der Erde —, daß es direkt ~~langweilig~~ wäre, aus dem wahren Arsenal des Geistes, in dem sich Millionen Wurfgeschosse gegen die Preßbande finden, irgendetwas hervorzuholen. Nur weil es mir gerade zur Hand liegt, etwas von Hebbel, den Herr Salten sogar weit höher schätzt als ich:

30. XI. 1846.

In meinen Augen ist die Journalistik eine große Nationalvergiftung. Die Folgen derselben werden schrecklich sein, denn sie wird, je mehr sie sich verbreitet, um so schlechter, und ist schon jetzt fast ganz entsittlicht.

Sie scheint also nach Hebbel auf die Nationen ähnlich zu wirken wie nach Salten die Blausäure auf Katzen und Hunde. Und:

3. I. 1847.

Wenn man die sämtlichen Journalisten, wie sie da sind, in's Zuchthaus sperrte, würde man gewiß nicht so viele Unschuldige hineinsperren, als jetzt schon im Zuchthaus sitzen.

Aber es wäre schade um sie. Denn nach Salten verhält es sich so:

Nicht jeder Denker, nicht jeder Künstler, nicht jeder Dichter besitzt die Fähigkeit, ein Journalist zu sein.

Wie wahr ist das und doch, wie maßvoll ausgedrückt. Man könnte ja geradezu sagen: keiner von ihnen besitzt die Fähigkeit. ~~Herontgegen~~

ein wirklicher Journalist muß die Fähigkeiten eines Denkers, eines Künstlers und eines Dichters besitzen.

Das ~~muß~~ Salten seinerzeit, als Burdach in Wien war, empfangen haben; also ein Denker ist er jedenfalls. Während Werfel sich ausschließlichsich vom Gefühl hinreißen läßt. Da sein Planet mit dem meinigen nicht mehr in Verbindung steht, so kann er der ihm statt dessen von Loppowitz gebotenen Gelegenheit unmöglich entsagen und explodiert zur Feier des sechzigsten Geburtstages eines Unschuldigen wie folgt:

... Und doch war dieses Büchlein (»Wien«) ein Beweis für die Echtheit des Mutes. Denn da gab es keine gedrehte Verkläuterung, die das Mächtige schonte, um sich am Wehrlosen zu vergreifen, die, wenn es eine Stellung angriff, mit

Herontgegen

Jan
der andern insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

H 2
Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist ~~fast~~ eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

— 2001
Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

— 2001
Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

H 2
Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die ~~sie~~ aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläuterungen durch Jahre Angelimmelt hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

H 2
H 2
Angelimmelt

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

... Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walsersfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walsersfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

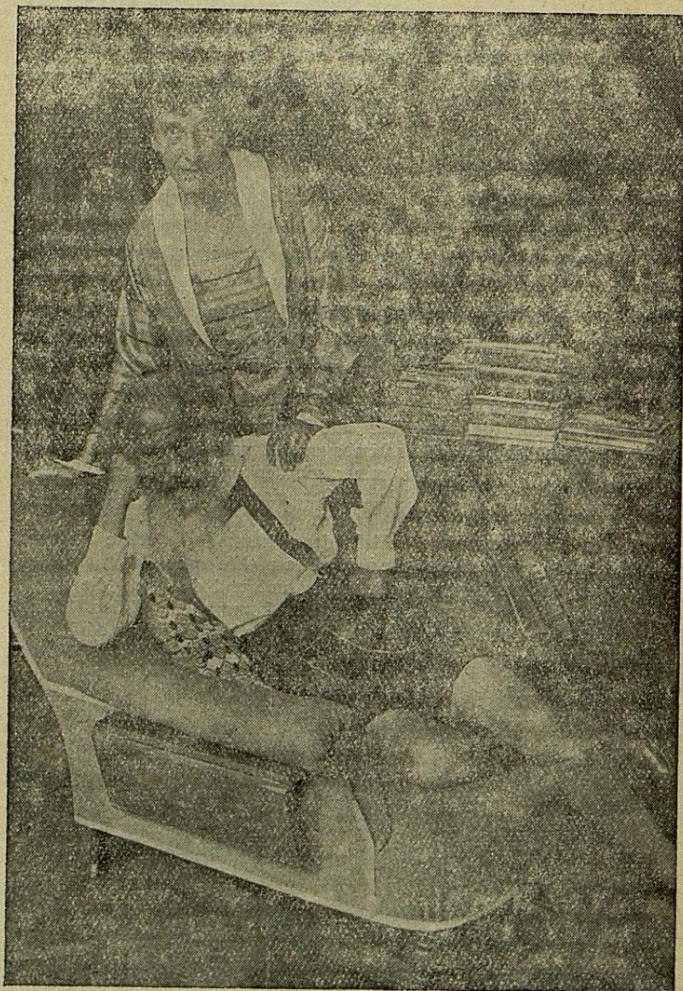
Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauferschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: Das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der ~~Zeitungs~~ ^{Zeitungs}macht, der wir allen Ruhm verdanken / und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

H. P. Müller

Wie ist es? ja

Pietà



Aus der »Dame«

Aus der Theaterwelt

Bundeskanzler Dr. Seipel ließ angeblich auf Anregung Hermann Bahrs und anderer Prominenten Paulsen zu sich bitten und versicherte ihm seines Interesses an der friedlichen Lösung der Krise.

Gemeint ist der ehemalige Star des Salzburger Welttheaters, der jetzt an den Münchner Kammerspielen engagiert ist.

* * *

Pech

Die zwölf bedeutendsten Juden.

Die in New-York erscheinende »Jewish-Tribuna« veranstaltete eine Enquete über die Frage, welche zwölf Juden als die bedeutendsten betrachtet werden können. Jeder Leser, der an der Enquete teilnahm, hatte acht Namen zu nennen. Nun ist die Enquete abgeschlossen, und die Abstimmung ergab die folgenden Namen. Es sind in der Reihenfolge nach den erzielten Stimmen die folgenden: 1. Albert Einstein, 2. Chaim Weizmann, 3. Israel Zangwill, 4. der amerikanische Jurist und jüdische Politiker Louis Marshall, 5. Oberster Richter in Amerika Louis G. Brandeis, 6. der gewesene Vizekönig von Indien Lord Reading, 7. der Philanthrop Nathan Straus, 8. Georg Brandeis, 9. der Dichter Chaim N. Bialik, 10. der Rabbiner und Politiker in Amerika Stephan S. Wise, 11. Henri Bergson und 12. Arthur Schnitzler. . . . Unter den ersten Fünfzig der von den Lesern des genannten Blattes favorisierten Juden finden sich interessante Namen. So der gewesene amerikanische Botschafter Oskar S. Strauß, Baron Rothschild, Professor Sigmund Freud. . . . Max Reinhardt; auch Schalom Asch hatte viele Anhänger. Interessant ist, daß viele Leser Hermann Bahr für einen Juden hielten und ihm Stimmen zukommen ließen.

Ich hab's immer gesagt, das kommt vom übertriebenen Katholizismus.

* * *

Ein Hochstapler

»Ich entnehme Ihrer Zeitung, daß ein Verbrecher, der Häuptling einer Görlitzer Zuchthäuserbande meinen Namen usurpiert hat. Wollen Sie die Güte haben, Ihren Lesern mitzuteilen, daß ich wohl — laut Kürschner — der einzige Schriftsteller dieses Namens bin, aber nie die Ehre hatte, das Görlitzer Zuchthaus zu betreten, darin zu meutern, dort auszubrechen und prozessiert zu werden. Ich bin vorläufig gerichtlich unbeanstandet. Hochachtend Heinr. Glücksmann, leit. Dramaturg des Deutschen Volkstheaters in Wien.

Worauf so ein Görlitzer Hochstapler in seinen freien Stunden verfällt, man sollte es nicht glauben! Er hat vorher den Namen eines Redakteurs Jakobson von der ‚B. Z. am Mittag‘ usurpiert, damit aber natürlich kein Glück gehabt. Man lachte ihm ins Gesicht. Als er festgenommen wurde, nannte er sich Glücksmann. Es stellte sich aber heraus, daß er ein früherer Görlitzer Zuchthäusler war, der nie eine Zeile geschrieben hat und schon gar nicht von der Art der folgenden, die der echte Glücksmann gleichfalls als eine Richtigstellung erscheinen ließ. Es hatte nämlich jemand über das Thema »Journalisten als Theaterdirektoren« geplaudert oder wie Herr Glücksmann es ausdrückt:

den verdienstlichen Versuch unternommen, auf die wesentliche Anteilnahme des Journalisten als gewissenhafter Kritiker wie als sachverständiger Leiter auf die Entwicklung des Theaterwesens ein bezeichnendes Licht zu werfen.

Worauf hinauf Herr Glücksmann wie folgt ergänzt:

— — Da von unserem armen, heute führerlosen Burgtheater, über das gegenwärtig der Bürokratenzopf als Zuchtrute geschwungen wird, die Rede ist, sei hier erwähnt — — Das kritische Richtschwert hat in seinen jüngeren Tagen auch der Wiener Berthold Viertel geschwungen — — Beispielsweise sei nur erwähnt, daß . . . Ladislaus Beöthy, der in Budapest über mehrere Bühnen ein glückliches Zepter schwingt — —

Man hätte sich wohl nie träumen lassen, was alles im Theaterleben geschwungen werden kann. Außerdem haben sie aber auch errungen, und es wimmelt von Theaterthronen, die bestiegen werden, und von Theatergeschicken, die in Händen liegen; wer früher dem Stabe des Berliner Tageblatt angehört hat oder doch wenigstens aus der diesbezüglichen Stube hervorgegangen ist, hat später dankenswürdig befruchtet, und zwar das deutsche Theaterleben, während wieder der Herr Karczag von der Frau Kopacsy für das Theater erobert wurde; wer früher ein einflußreicher Schapsel war, wurde später ein armseliger Gebieter, wenn er es nicht einfach vorzog, sich dem Theaterteufel zu verschreiben; und er selbst, der alles das schildert, ist nicht so sehr aus einer Redaktionsstube, als aus der Welt der Presse hervorgegangen, was er auch keineswegs verleugnen kann. Unter solchen Umständen und als es

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwehren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerrohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

Lieber Max Reinhardt: waren Sie dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre alt, als eines Tages an Sie der Ruf erging, die Leitung der Schauspielschule des Sternschen Konservatoriums zu übernehmen?

Unerheblich angesichts des Umstandes, daß inzwischen auch der Weltkrieg vergessen worden ist, aber es zeigt, wie beteiligt einer gewesen sein muß, dem nur solches Detail entfallen konnte. Reinhardt — seiner Natur entsprechend — zögerte.

Und da ich bei der Angelegenheit ein wenig die Hand im Spiele hatte, erbatene Sie meinen Rat.

Ich könnte erzählen, daß ich vorher dank meinen Beziehungen zur Neuen Freien Presse eine Hervorhebung des ersten Salzburger Erfolges des Herrn Reinhardt, mit dem ich im Rudolfsheimer Volkstheater aufgetreten war, durchgesetzt hatte, die den Direktor Brahm veranlaßte, jenen anzusehen und nach Berlin zu bringen, und daß somit ich an allem schuld sei und also auch daran, daß dreißig Jahre später schon in der Salzburger Kirche gespielt werden konnte. Es wäre sentimental und darum vermeide ich es. Den Werdegang selbst kann Holländer als Mitgänger schildern. Er bringt jenem in Erinnerung:

Ihre dramaturgischen Ratgeber sind Arthur Kahane und ich.

Es ist zwar nur ein historisches Präsens, aber man kann es sich lebhaft vorstellen. Wenn's noch der Beweise bedürfte, hier ist einer:

Erinnern Sie sich noch, wie wir vor dem »Sommernachtstraum« alle Übersetzungen zusammenschleppten, wie jede belanglose Phrase durch einen bildhaften und dichterisch stärkeren Ausdruck ersetzt wurde, bis die Fassung zustande kam, die dann auf der Bühne erschien? Es wurde gemeinsam mit Ihnen mehr dramaturgische Arbeit geleistet, als der verehrte Zuschauer und Kritiker sich träumen ließ.

Ich schon. Aber auch die andern erfahren nun — was man sich bei jenem »Sommernachtstraum«, dessen Wiese echt und dessen Sprache aus Pappe war, eigentlich denken konnte —, daß die belanglosen Phrasen der Schlegel-Tieck von der bildhaften Kraft Kahanes und auch Holländers wettgemacht waren. Und nun, nachdem dieser auch dem bekannten Zauberer Reinhardt die gebührenden Ehren erwiesen hat, wird er so boshaft als es die festliche Gelegenheit nur irgend erlaubt. Er vergleicht den

Jubilar mit Stanislawski, den er neulich irgendwo in einem kleinen Gartenlokal mit seinen Leuten unermüdlich arbeiten sah.

Diese Menschen hatten etwas Erschütterndes. Sie dachten weder an Autos, noch Villen, noch Devisen. Sie fühlten sich nur als Priester ihrer Kunst — erfüllt und besessen von ihrer Mission.

So waren auch unsere jungen Leute in jenen Jahren unter Ihrer Führung

Darüber ließe sich vieles sagen. Aber die Zeit, in der ich mein Buch über »Das Haus in der Schumannstraße« schreiben werde, ist noch nicht gekommen.

Das wird zwar wie schon der Titel eine große Schmockerei sein, aber das Bild des stillen Kompagnons wird darin wohl etwas sprechender gehalten sein und der Schloßherr auf Leopoldskron in seinen Interessen zwischen Skandinavien, den Vereinigten Staaten, Kurfürstendamm und Josefstadt und mit der einzigen Devise eines Lebens für die Kunst jene Würdigung erfahren, die dem stillen Gratulanten nicht anstände. Reinhardts Dasein erscheint ihm für heute »beherrscht von dem Begriff der Zeitlosigkeit«, was aber, aus der philosophischen Erhöhung auf die Sprache des Theaters herabgesetzt, nichts weiter bedeuten soll, als daß Herr Reinhardt nie eine Probe abgebrochen habe, bevor sie fertig war.

Es stand im Buche Ihres Schicksals geschrieben, daß Sie immer und immer bauen müßten. Kein Zufall, daß Sie Ingenieur waren, bevor Sie zum Theater gingen.

Der Zufall bestand nur darin, daß er nie Ingenieur war, was man ja mit zwanzig Jahren auch nicht leicht sein könnte, und es macht sich ein Bedürfnis nach Dramaturgen geltend, die einem Geburtstagsfeuilleton dieselbe Wohltat angedeihen ließen, von der Shakespeare so viel Vorteil hatte: jede belanglose Phrase durch einen bildhaften und dichterisch stärkeren Ausdruck zu ersetzen.

Andere müssen immer gehen und immer reden. Sie mußten bauen, bauen. Und wenn Sie nicht bauen konnten, waren Sie unbefriedigt, krank und elend. Zuerst haben Sie Wälder, Häuser und Straßen auf der Bühne errichtet, um den bunten Schlössern Ihrer Phantasie Grundpfeiler und Grundmauern zu geben — und als das Gesetz des Theaters für Sie eine innerliche Wandlung erfuhr, als zu neuen Ufern ein neuer Tag lockte, da konnten Sie lächelnd niederreißen, was vorher Balken und Stütze war.

Da konnte also, während ich im Niederreißen, das meine Hauptpassion ist, beharrte, bereits Leopoldskron adaptiert werden. Holländer schließt mit dem prophetischen Wort:

So grüße ich am heutigen Tage den Baumeister, dessen ungebrochene Kraft neuem Wurf und neuem Werk entgegenreißt.

A tempo kommt die Nachricht, daß der Holländer die Reinhardt Bühnen verläßt und sich entschlossen hat, seinen Flug dorthin zu nehmen, wo er wieder Muße hat, sich seinem dichterischen Schaffen hinzugeben. Schade. Warum nicht lieber einmal ganz ausspannen?

Große Dinge bereiten sich vor

Konferenztage auf Schloß Leopoldskron.

Von

Hans Kahan.

— — amerikanischen Theater Napoleon Morris Geest — —
Zusammenkunft auf Schloß Leopoldskron für den 26. Juli bestimmt
— — Salzburg, wohin Reinhardt von einer Reise durch Italien
zurückgeëilt war — — wir alle wohnten in dem fashionablen Hotel
Europe, woselbst Geest durch seinen enormen Post- und Depesch-
betrieb alles in Atem hielt — — auch Doktor Vollmöller und die
schöne Lona Schmidt gekommen — — Zwischendurch verhandelte
Geest mit Reinhardt — — Man war sich im Anfang noch
nicht ganz klar, was Reinhardt eigentlich in Amerika zuerst
bringen sollte, bis man sich endlich auf das »Mirakel« einigte.
— — herrschte die ganzen Tage hindurch, wie nur selbstver-
ständlich, das regste Kommen und Gehen. Professor Reinhardt hatte
seine Mitarbeiter versammelt und auch Mr. Geest war mit einem
Stab von Sekretären ausgerückt. Maß saß zwanglos auf der sonnigen
Schloßterasse — — die Verhandlungen in beschleunigtem Tempo
geführt. — — Nach einem kurzen Abstecher nach Bad Ischl
bringe ich bereits die Zustimmung von Hansi Niese — —

Es ist selbstverständlich, daß vieles, ja das meiste, was
während dieser Tage auf Schloß Leopoldskron von allen Beteiligten
gesprochen wurde, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist.

— — Sehr lebhaft mengte sich gar oft der bekannte Dichter
Beer-Hofmann, der einen Tag lang zu Besuch weilte, in die Debatte.

Am Sonntag früh ging es besonders lebhaft zu. — —
abgereist, aber inzwischen war expreß — — aus Berlin berufen

Jung

428
Bitte wenn möglich
auch diesen Brief zu
imprimieren #

worden — — fast für den ganzen Vormittag zu internen Besprechungen zurückgezogen. Der Sekretär Reinhardt's, der äußerst liebenswürdige Deutschamerikaner Mister Kommer

aus Czernowitz

ist inzwischen zur Bahn geeilt, um den ebenfalls telegraphisch zitierten Ballettmeister Charell zu erwarten.

Ich mache inzwischen auf dem Teiche eine herrliche Ruderpartie, bis mich ein tüchtiges Salzburger Gewitter wieder auf die schützende Terrasse treibt. Leider kommt nun auch für mich die Stunde der Abreise.

— — Ganz vorne in der ersten Reihe begrüße ich Direktor Glinger von »Max und Moritz« mit Gemahlin, der sich hier auf der Durchreise aus Gastein befindet. — —

(Ob Kahan nicht das Maskulinum von Kahane ist?)

Muckepicketöffftöff

Mit der nicht unberechtigten Bitte, es aufzuheben, »damit künftige Geschlechter erfahren, warum Deutschland zugrundegegangen ist«, wird mir das folgende Dokument übermittelt. Die Qual es zu lesen kann sich jeder ersparen, dem das Sehen genügt und der schon das typographische Bild erfassen wird von diesem Abgründrennen eines technisch beschwingten Kretinismus in der vollen Ahnungslosigkeit des ihn umgebenden und von ihm bewirkten Zeiteuschauers:

Muckepicketöffftöff!!!

Von C. K. Roellinghoff.

Den Teilnehmern an dem großen Motorrad-Rennen um den Wanderpreis der »B. Z. am Mittag« (Swinemünde, 29. Juli) gewidmet.

Mucke-picke-mucke-picke — —	Hinter dem »Zündapp«
Hundertsechzig Wunderstücke — —	Dicht rast der »Indap« — —
Töff-tut-rrrrr — das flitzt und knarrt — —	Und »N. S. U.«
Treten an zum Start!	Hält sich's Zündloch zu!! . . .
Starterschuß — kurz und knapp — —	Da schwirrt »Teko« — —
Ab!!!	Dahinter »Mabeco« — —
Achtung! — Schwellung! Kleiner Hügel!!	Und drauf »Zetge« — —
»F. K. S.« vermisßt die Flügel — —	Daneben schlingelt »K. C.« — —
»Wanderer« knattert — —	Und drängelt »D. K. W.« — —
»Dieterlex« rattart — —	Macht nichts! Weiter! Trotz der Tücke!
»Cito« saust in eine Rille — —	Mucke-picke-mucke-picke — —
»Triumph« verliert die Brille — —	Hundertsechzig Wunderstücke — —
»Pluto« pufft — —	Töff-tut-rrrrr-peng-mucke-pick — —
»Opel« messert die Luft — —	Vorwärts! . . . Sieg!!! . . .
»Schoener« summt — —	
»Maw« brummt — —	Mucke-picke-mucke-picke — —
	Hundertsechzig Wunderstücke — —

Töff-tut-rrrrr — der Fahrer liegt —	Mucke-picke-mucke-picke —
Und die Strecke fliegt! . . .	Hundertsechzig Wunderstücke —
Volldampf! . . . Stoß —	Töff-tut — rasen, daß es knackt —
Los!!! . . .	Alle Mann im Takt! . . .
Achtung — Kurve!!! . . . Scharfe Ecke!	Achtung — links im Graben Pfütze! —
>Alba< liegt beinah im Drecke —	>Megola< riskiert die Mütze —
>Roco< spritzt —	>Köhler< schmettert —
>Ardie< flitzt —	>Astra< wettet —
Toll kann >Bauermeister< laufen —	>Baier< neben >Dobrojab< —
>Dolf<, >Sut<, >Dihl< — auf einem	>Norton<,>Garelli<schwippschwapp—
Haufen —	>Derad< blinkt —
>Douglas< schlendert —	>Aristos< winkt —
>Sunbeam< hat die Bahn geändert —	>Curwy< litt am Drehwurm schwer —
>Harley< saust —	>Oruk< gibt das Beste her —
>Grade< braust —	Dito >Busse<,>Meteor<,
>Indian< litt an Relfenschwund —	>Mars< in großem Stil geht vor —
Jetzt läuft wieder er gesund —	Bei >Motosacoche<
>A. I. S.< und >N. S. Z.<	Die Zündung verlosch —
Steuern in des Grabens Bett —	>Zenith<
>R. & F.< und >E. B. S.<	Sprüht —
Knattern keß —	Und die nette
>Worno< hat infam gestunken —	>Orionette< —
>Imperial< sät Feuerfunken —	Und >Viktoria< mit Schmiß
>Schütthof<,>Vis<,>Bekamo<,>Gruhn<	Schnell wie ein Tarantelbiß —
>Rugo<,>Schmidt-Motor<,>Taifun<	Hetzen mitten durchs Gewühl
Können auch nicht anders tun —	Zum Ziel! . . .
Macht nichts! Weiter! Trotz der	Mucke-picke-mucke-picke —
Tücke!	Ticke-tacke-tacke-ticke —
Mucke-picke-mucke-picke —	Piffe-paffe-knicke-knacke —
Hundertsechzig Wunderstücke —	Mucke-picke-zicke-zacke —
Töff-tut-rrrrr-peng-mucke-pick —	Töff-tut-rrrrr-peng-mucke-pick —
Vorwärts! . . . Sieg! . . .	Vorwärts! . . . Sieg!!! . . .

12
Also wenn da kein Malheur passiert und dieses Geschlecht noch lebendige Kinder in die Welt setzt, so müssen sie entweder Muckepickezickezacke oder Töfftutrrrrrpengmuckepick heißen oder Muckepicketöfföfföff. Oder ganz schlicht: Behzetammitach.

Thomas Carlyle: Revolution

(Die französische Revolution)

War denn nicht die Absicht unserer so glorreichen französischen Revolution die und keine andere, daß, als Schein und Trug, so lange die Seelen tötend, nun auch den Leib zu töten begannen und bis zum Bankerott und gänzlicher Auflösung uns gebracht hatten, daß da ein großes Volk sich erhob und mit Einer Stimme im Namen des Höchsten erklärte: Schein soll nicht mehr sein! Waren die vielen schon erduldeten Leiden und blutigen Greuel und die noch durch traurige kommende Jahrhunderte hindurch zu erduldenen, waren sie nicht der hohe bezahlte und zu bezahlende Preis für eben diese gänzliche Vernichtung des Scheins und Truges unter den Menschen?

*

Spinnewebe und Chimäre sollten wahrlich verschwinden, denn wir haben es jetzt mit einer Wirklichkeit zu tun. Laßt die Seelen und nun auch Körper tötende, unerträgliche Formel verschwinden, in des Himmels und der Erde Namen!

*

Lieben denn nicht alle die Freiheit und die Konstitution? Gewiß, alle von Herzen, — und doch in verschiedenem Grade. Einige, wie . . . und seine rechte Seite, mögen die Freiheit weniger lieben als das Königtum, wenn's auf eine Probe ankommen sollte; andere, wie . . . und seine linke Seite, mögen sie mehr lieben, als das Königtum.

*

Ach, Reibungen müssen, wie wir einmal sagten, wohl vorkommen auf der Bahn der Freiheit; verschiedene Richtungen werden solche erzeugen, ja verschiedene Schnelligkeit selbst in gleicher Richtung wird es tun.

*

Es war ihr und Frankreichs Los, daß sie unbekannt waren mit vielem, das sie wissen sollten, unbekannt mit sich selbst, mit allem um sie herum. Eine politische Partei, die es nicht weiß, wenn sie geschlagen ist, kann für sich selbst und für alle eines der fatalsten Dinge werden. Nichts wird diese Leute überzeugen, daß sie die französische Revolution nicht durch den ersten Ton ihrer Kriegstrompete auseinandertreiben werden, daß die französische Revolution etwas anderes ist als ein lärmender Krawall von Schwätzern und Schreiern, der beim Blitzen von Reitersäbeln, beim Rascheln von Henkerstricken sich verkriechen werde in Schlupfwinkel, je tiefer je lieber. Aber, ach, welcher Mensch kennt sich und berechnet die Dinge um sich herum richtig?

*

Auch an königlicher und kaiserlicher, preußisch-österreichischer Erklärung fehlt es nicht, worin die Sanssouci-Schönbrunner Auffassung dieser ganzen französischen Revolution, vom ersten Beginne an, weitläufig dargelegt und gesagt ist, mit welchem Schmerz diese hohen Häupter solche Dinge unter der Sonne tun sahen. . . . Durchlauchtige Hoheiten, die ihr dasitz und protokolliert, manifestiert und die Menschheit tröstet! Wie wäre es, wenn einmal in den tausend Jahren eure Pergamente, Formulare und Staatsraisons in alle vier Winde geblasen würden, und die Wirklichkeit ohne Hosen starre euch, sogar euch, ins Gesicht; und die Menschheit sagte selber, was für ein Ding sie trösten könnte?

*

. . . Ja, statt noch mehr zu schreien, wäre es vielleicht erbaulich zu bemerken, welch eigen Ding Sitten (auf lateinisch mores) sind, und wie passend die Tugend, virtus, die Männlichkeit, der Wert im Menschen, seine Moralität oder Sittlichkeit genannt wird. Grausamer Mord, gewiß eines der echtsten Produkte der Hölle, einmal »Sitte« geworden, wird zum Krieg, zum Krieg nach Regel und Gesetz, wird als »Sitte« auch moralisch. Und Männer im bunten Rock tragen die Mordwerkzeuge um ihre Hüfte gegürtet, nicht ohne Stolz, was du in keiner Weise tadelst. Während doch, sieh nur, der Mord, solange er nur im groben Arbeitskittel einhergeht, und die Revolution, weniger häufig und darum ohne Gesetze, uns zum Schreien veranlassen! Die Mörder im groben Kittel, sie sind das Unsittliche! O, ihr geliebten schreienden Brüder Dickköpfe, laßt uns unsere weit aufgerissenen Mäuler schließen, laßt uns aufhören zu schreien und anfangen, nachzudenken!

*

Hunger und Nacktheit und ein auf fünfundzwanzig Millionen schwer liegender Druck waren die Haupttriebfedern der französischen Revolution, wie das der Fall sein wird bei allen solchen Revolutionen in allen Ländern; nicht aber die verletzten Eitelkeiten oder widersprochenen Anschauungen philosophierender Advokaten, reicher Krämer oder des Landvolks. Die feudalen Fleurs de Lis waren ein unerträglich schlechtes Marschierbanner geworden und mußten zerrissen und unter die Füße getreten werden, aber der Geldsack des Mammons (denn das ist's, was in diesen Zeiten »die respectable Republik für die Mittelklasse« bedeutet) ist noch etwas Schlimmeres, solange es dauert. Eigentlich ist es in der Tat das schlechteste und niedrigste unter allen Bannern und Symbolen der Herrschaft, und ist wirklich nur möglich in einer Zeit des allgemeinen

Atheismus und Unglaubens in allem, außer in brutaler Gewalt und Sensualismus. Geburtsstolz, Beamtenstolz, jede bekannte Art von Stolz ist immer noch um einen Grad besser als Geldstolz. Darum wird der Sansculottismus seine Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht im Geldsack, sondern ganz wo anders suchen.

*

Wurde die Revolution gemacht und wurde dafür diese vier schweren Jahre hindurch gekämpft gegen die Welt, damit eine Formel verwirklicht werde, damit die Gesellschaft methodisch, logisch nachgewiesen werde und nur die alte Noblesse mit ihren Anmaßungen verschwinde? Oder sollte sie nicht vielmehr all den fünfundzwanzig Millionen einen Sonnenstrahl und einige Erleichterung bringen, die schwerbedrückt in Finsternis saßen, bis sie sich erhoben mit Piken in ihren Händen? Zum mindesten und als geringsten Gewinn sollte sie ihnen einen Anteil von Brot zum Leben einbringen. Für dies ist beim Berg hier und da ein tiefgehendes Verständnis vorhanden Höchst kalt, vornehm gönnerhaft, unwesentlich ist dagegen der Ton der Girondisten gegen »unsere ärmeren Brüder«, diese Brüder, die man so oft bezeichnen hört mit dem Kollektivnamen »die Massen«, als wären sie überhaupt keine Menschen, sondern Haufen leicht entzündbaren explosiven Stoffes, gut genug, um Bastillen damit in die Luft zu sprengen!

*

Ach, es ist ja für die besten Augen die Wirklichkeit undeutlich; und diese Männer wollen sie nicht einmal mit ihren natürlichen Augen betrachten, sondern nur durch die facettierten Brillen der Pedanterie, der verwundeten Eitelkeit, die ihnen ein höchst verhängnisvolles, trügerisches Bild zeigen . . . Nur was ein Mensch kennt, nur das kann er.

Aber das Unheil des Menschen beginnt damit, daß ihm die Fähigkeit zu sehen benommen wird, daß er nicht die Wirklichkeit, sondern ein falsches Bild der Wirklichkeit sieht, und diesem folgend, blindlings, schneller oder langsamer zur völligen Finsternis hinabsteigt, in sein Verderben, in das große Meer der Finsternis, wohin alle Lügen, direkt oder auf Umwegen, endlich führen!

*

So manches Jahrhundert, sagen wir nur von Hugo Capet an, hatte die Summe von Gottlosigkeit, Lüge, Unterdrückung des Menschen durch den Menschen vergrößert, indem jedes Jahrhundert sie mit einem Zuwachse dem nächsten überliefert hatte. Könige waren Sünder, Priester waren es, und das Volk. Offenkundige Schurken triumphierend mit Diadem, Krone, Mitra daher, oder es tat's die noch verhängnisvollere Art der heimlichen Schurken mit ihren schön klingenden Formeln, Scheinwahrheiten, inwendig hohlen Respektabilitäten; das Geschlecht der Charlatane und Schwindler war zahlreich geworden wie der Sand am Meere. Bis sich endlich eine solche Summe von Lug und Trug angehäuft hatte, daß, kurz gesagt, Erde und Himmel dessen überdrüssig wurden. Der Tag der Abrechnung schien langsam nur, ganz unbemerkt durch die Prahlereien und Fanfaronaden der Höflingswirtschaft, durch das erobernde Kriegertum, das allerchristlichste Grand Monarque-tum, die Wirtschaft einer vielgeliebten Pompadour heranzunahen; aber, seht, er ist immer nähergekommen, seht, er ist da, plötzlich, unerwartet für alle! . . . So ist es immer und doch wissen sie es nie und werden es nie wissen. Mit heiteren, sorglosen Mienen, fröhlich einander zuzufend, sich gegenseitig Glück und Erfolg wünschend, so sind sie Tag um Tag und Geschlecht auf Geschlecht an der Arbeit, säen den Wind.

Und doch, so wahr als ein Gott lebt, werden sie Sturm ernten; es ist nicht anders möglich — da Gott eine Wahrheit und sein Reich eine Wahrheit.

*

Nun ist es sicherlich nicht Verwirklichung des Christentums oder von etwas Irdischem, was wir in dieser Schreckenszeit, worin sich die französische Revolution verzehrt, gewahren. Zerstörung vielmehr gewahren wir, Zerstörung von allem, was nur zerstörbar war. Es ist, als ob fünfundzwanzig Millionen, endlich in Raserei getrieben, gleichzeitig sich erhoben hätten, um zu verkünden, um mit einem Tone, der durch alle Zeiten und Länder geht, zu verkünden, daß die Unwahrheit einer solchen Existenz unerträglich geworden sei. O ihr Heucheleyen und Schmeicheleyen, Königsmäntel, Kardinals-Sammtgewänder, Credos, Formeln, Respektabilitäten, ihr schön bemalten Gräber voller Totenreliquien, seht, ihr erscheint uns jetzt ganz und gar als eine Lüge. Aber unser Leben ist keine Lüge, unser Hunger, unser Elend, sie sind keine Lüge! Darum seht, wir erheben, einer und alle, schwörend unsere rechte Hand und nehmen Himmel und Erde und auch die Tiefen der Hölle zu Zeugen unseres Schwures, daß entweder ihr oder wir vernichtet werden sollen!

Kein nichtssagender Schwur, wahrhaftig; aus ihm hat sich die merkwürdigste Umwälzung in diesen letzten tausend Jahren, wie sie oft bezeichnet wurde, gebildet. Und aus ihr folgen und werden folgen entsprechende Resultate. Die Erfüllung eben dieses Schwures, das heißt der verzweifelte finstere Kampf von Menschen gegen ihre ganze Lage und Umgebung, gegen die Sünde und Finsternis, die, ach, in ihnen zugleich war wie in andern: dies ist die Schreckensherrschaft. Transzendente Verzweiflung war der Inhalt dieser Zeit, wenn auch ihr unbewußt. Falsche Hoffnungen auf Brüderlichkeit,

auf ein tausendjähriges politisches Reich und was nicht alles sonst, dies haben wir immer schon sehen können; aber das unsichtbare Herz des Ganzen, die transzendente Verzweiflung, war diesmal nicht falsch, und ist daher nicht ohne Wirkung geblieben. Verzweiflung, wenn sie weit genug getrieben ist, schließt sozusagen den Zirkel und wird wieder eine Art echter produktiver Hoffnung.

*

War es das schrecklichste je von der Zeit geborene Ding? Eines der schrecklichsten. Der nun antijakobinisch gewordene Konvent veröffentlichte in der Absicht, sich zu rechtfertigen und zu befestigen, Listen von dem, was die Schreckensregierung verübt hatte, Listen der guillotinierten Personen. Die Listen, schreit der unzufriedene Abbé Montgaillard, waren nicht vollständig, sie enthalten die Namen von — wie vielen denkt der Leser? Von zweitausend in allem, nur einige weniger. Über viertausend waren es, ruft Montgaillard, so viele wurden guillotiniert, füsiliert, ersäuft, auf schreckliche Weise sonst getötet, darunter waren neunhundert Weiber. Es ist eine entsetzliche Summe von Menschenleben, Monsieur l'Abbé; hätte man etwa zehnmal so viele auf einem Schlachtfelde gehörig erschießen lassen, so hätte man dafür einen glorreichen Sieg mit Tedeum haben können. Es ist nicht weit vom zweihundertsten Teil der im ganzen siebenjährigen Krieg zu Grunde gegangenen Der Kopf eines Menschen ist eine merkwürdige, leere, tönende Muschel, Monsieur l'Abbé, und studiert die Kampfhahnzüchtereie mit geringem Vorteil.

Wie aber, wenn die Geschichte von einer Nation hörte irgendwo auf diesem Planeten, deren dritter Mensch während dreißig Wochen des Jahres nicht so viel schlechte Kartoffeln hätte, um davon zu leben? Die Geschichte denkt in diesem Falle, daß Ver-

hungern eben Verhungern ist, daß Verhungern von Geschlecht zu Geschlecht vieles voraussetzen läßt. Die Geschichte wagt sogar zu behaupten, daß der französische Sansculotte von 93, der, aus langem Todesschlaf erweckt, sogleich an die Grenze stürzen und kämpfend sterben konnte für eine unsterbliche Hoffnung auf seine und der Seinen Befreiung, daß der nur der zweitendeste Mensch war! Hatte denn der irische Sanspotato (Ohne-Kartoffel) keine Seele? In seiner kalten Nacht war es bitter für ihn, Hungers zu sterben, bitter, seine Kinder Hungers sterben zu sehen Ja, wenn der traurige Grönlandwind der vom Vater auf den Sohn vererbten Not ihn in eine Art Stumpfsinns und dumpfer Gefühllosigkeit hatte erstarren lassen, so daß er nicht sah, nicht fühlte, — war dies für ein Wesen mit einer Seele eine Linderung, oder lag darin nicht das grausamste Elend von allem?

Solche Dinge gab es, solche Dinge gibt es noch, und sie dauern friedlich und stille fort: — und Sansculottismen folgen ihnen. Wenn die Geschichte durch lange Zeiten zurückblickt auf dieses Frankreich, zurück auf Turgots Zeit zum Beispiel, wo stummes Elend vor den Palast seines Königs hinschwankte und in weiter Ausdehnung von lauter blassen Gesichtern, von Schmutz und Lumpen, hieroglyphisch seine Beschwerdeschrift darstellte, und zur Antwort darauf an einen »neuen vierzig Fuß hohen Galgen« gehängt wurde, — da bekennt sie traurig, daß es keine Periode gab, in der die fünfundzwanzig Millionen Frankreichs im allgemeinen weniger litten, als in derjenigen, die man doch die Schreckenszeit nennt!

*

Deshalb mögen alle Menschen es wissen, welche Tiefen und Höhen sich noch immer im Menschen offenbaren, und mit Furcht und Bewunderung, mit

gerechtem Mitgefühl und gerechter Antipathie, mit klarem Auge und offenem Herzen wollen wir es betrachten und uns zu eigen machen, und unzählige Schlüsse daraus ziehen. Unter den ersten Schlüssen zum Beispiel diesen: »Daß, wenn die Götter auf dieser niederen Welt auf ihren glänzenden Thronen sitzen wollen, träge wie die Götter Epikurs, während das lebende Chaos von Unwissenheit und Hunger unbeachtet zu ihren Füßen sich wälzt, und glatte Schmarotzer predigen: Friede, Friede, wo es keinen Frieden gibt«, daß dann, wie es scheint, das dunkle Chaos sich empören wird; — sich empört hat, und, o Himmel, hat es nicht ihre Häute zu Hosen für sich gegerbt? Damit es keinen zweiten Sansculottismus auf unserer Erde gebe für ein Jahrtausend, so laßt uns wohl beherzigen, was das erste war, und es mögen Reiche und Arme unter uns hingehen und nicht desgleichen tun.

*

Im ganzen darum, ist nicht erfüllt worden, was vom Erzcharlatan Cagliostro oder einem andern, ex postfacto zwar, prophezeit wurde? Als er in verzücktem Schauen und Staunen hineinblickte in diese Dinge, da sprach er also: » . . . Die Lüge steht in Flammen, die Lüge ist verbrannt, ein einziges rotes Feuermeer umhüllt die Welt, wildbrausend, leckt mit seiner Feuerzunge selbst an den Sternen. Throne werden hineingeschleudert, Mitra und Pfründen, die von Fett träufeln, und — ha, was sehe ich! — alle Equipagen der Welt, alle, alle! Wehe mir! Nie, seit Pharaos Wagen in dem roten Wassermee, war eine solche Vernichtung von Wagen wie diese im Feuermeer. Verwüstet, als Asche in Rauch werden sie im Winde wandern. Höher, höher noch flammt das Feuermeer, prasselnd von neuem berstenden Holzwerk, zischend von Leder und Polster. Die metallenen Bilder sind zerschmolzen,

Marmorbilder Marmorkalk geworden, es zerplatzen die Steinberge mit dumpfem Krachen. Die Respektabilität mit all ihren gesammelten Equipagen auf Scheiterhaufen verbrannt, verläßt klagend die Erde, um nicht zurückzukehren, als unter neuer Fleischwerdung. . . . Die Welt ist schwarze Asche, die, ach, wann wieder grün werden wird? Die Bilder aller verwandeln sich in gestaltloses Erz, alle Menschenwohnungen sind zerstört, sogar die Berge zerschiefert und zerspalten, die Täler schwarz und tot. Es ist eine leere Welt! Wehe denen, die dann geboren werden! . . .« Diese Prophezeiung, hat sie, fragen wir, sich nicht erfüllt, erfüllt sie sich nicht noch jetzt?

Glossen

Da sind sie wieder

die »Wiener Stimmen«! Nach einer Pause von einem Jahr und einem Monat erschallen sie wieder.

Es war eine schreckliche Zeit, als sie verstummen. Österreichs Kräfte waren erschöpft, sein Ende schien gekommen. Jedermann graute vor dem ungewissen Morgen.

Denn die Reichspost erschien noch.

Es ist anders gekommen. Der Sturz in den Abgrund, der unvermeidlich schien, geschah nicht — — Das nunmehrige tatsächliche Wiedererscheinen der »Wiener Stimmen« ist ein zuverlässiger Beweis der fortschreitenden wirtschaftlichen Genesung Österreichs seit Dr. Seipel's Genfer Tat.

Die Zeiten haben sich — Gott sei Dank, erfreulich für Österreich — geändert, die »Wiener Stimmen« können und werden bleiben, was und wie sie einst gewesen, bevor sie dem valutarischen Umsturz erlagen und verstummen mußten. Daß sie nach so langer Atempause wieder erschallen dürfen, daß man nicht aufgehört hat, nach ihnen, gerade nach ihnen zu rufen, bis sie zu neuem Leben erwachen, diese Tatsache ist ebenso eine Billigung ihrer Vergangenheit, wie ein Wegweiser für ihr künftiges Wirken. — —

Der Abschiedsartikel schloß mit dem Appell: »... die geistige Bereitschaft zu bewahren, bis der Ruf erschallt.« Jetzt, heute, zu dieser Stunde erschallt er. Freunde, die ihr ihn vernommen, gebt ihn weiter: Die »Wiener Stimmen« erschallen wieder...

Nicht von mir erfunden.

Beim Wort nehmen!

Frankreichs Rüstungsfieber.
Entrüstung in Amerika.

»Est Europe« zufolge berichten Londoner Blätter aus Washington, daß dort eine kritische Periode eingetreten sei namentlich deshalb, weil Frankreich solche Forderungen bezüglich der Flottenstärke erheben habe, daß es damit nicht nur das Erstaunen, sondern auch die Entrüstung der Amerikaner erregt hätte.

Ein schöner Titel

Englische Ungeduld über Frankreich.

Wegen der Verzögerung der Antwort auf die Fragen Lord Curzons.

Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß sämtliche Artikel des alten Biach vom jungen waren.

* * *

Brunnenvergiftung

So eine Metapher ist ihr Geld wert. Zum Beispiel, wenn der große Titel lautet:

Das Attentat auf Stresemann

und im fetten Text gleich die Worte auffallen:

— — dem Kanzler des Reiches in den Rücken. — —
Dolchstoß von hinten — —

Die Kanaille von Leser, für die es berechnet ist, mag enttäuscht sein. Aber in einer so beschaffenen deutschen Wirklichkeit könnte die Phrase die Priorität einer Nachricht bedeuten.

* * *

Mangel an Übung

Keiner der Mitlebenden wird den Weltkrieg, die Revolution, wird Ludendorff und Lenau, Wilson oder Liebknecht in ihrer Leiblichkeit zu fassen wagen.

Das kommt davon, wenn sich die Druckerei des Neuen Wiener Journals mit Manuskripten einläßt.

* * *

Aus dem deutschen Familienleben

Ein Sommeraufenthalt kann es mit sich bringen, daß man aus einem älteren Heft der ‚Woche‘ erfährt, welch ein Märtyrer und Inbegriff aller menschlichen und männlichen Tugenden der deutsche Kronprinz ist, bei dem Herr Karl Rosner, der aus der ‚Gartenlaube‘ zur Einrichtung einer Walhalla für Hohenzollern

Berufene, 1921 ›Pfungsttage in Wieringen‹ verbracht hat. Durch den tränengewobenen Nebel der Stimmung heroischen Verzichtes, in der ein Mann, der vor Verdun das Gute gewollt hat, nun Hufeisen verfertigen muß, bis das undankbare, aber trotz allem geliebte Vaterland ihn ruft, fällt ein Strahl auf ein Bild deutschen Familienlebens und auf die Gestalt des Vaters, von dem der Sohn zu erzählen weiß:

›Was ihren sterbensmüden Körper so lange gegen alle Anstürme des Leidens bestehen ließ, was ihr die beinahe unerklärlichen Kräfte gab, die schweren Anfälle immer wieder zu überwinden, das war das letzte große Opfer ihrer Liebe. War Sorge davor, daß die Einsamkeit den schwer geprüften Mann an ihrer Seite noch dichter und noch grausamer umfassen werde, wenn sie erst scheiden mußte. Das Wort, das als ein Seufzer ihrer Leidenszeit in der Heimat von Mund zu Mund gegeben wurde, hat sie in jenen Tagen so gesprochen: ‚Ich darf nicht sterben, ich kann ihn ja nicht allein lassen!‘ —‹

Was tut Gott, stellte sich alsbald heraus, daß wenigstens der Wunsch der armen Frau, ihn nicht allein zu lassen, erhört wurde. Eh noch die Schuh verbraucht, nein, kaum daß es jenem Heft der ‚Woche‘ gelungen war, das Mitleid des deutschen Volkes mit dem Witwer zu verbreiten, erfuhr es von der glücklichen Wendung, die wieder einmal durch Gottes Fügung eingetreten war. In den Rahmen der ‚Gartenlaube‘ paßt sie ja kaum, doch in der Walhalla des Herrn Rosner dürfte sich keine Veränderung vollziehen, und die ‚Woche‘, die die Verbindung der Sphären besorgt, wird sich wohl in einem der folgenden Hefte, die ich, gelobt sei Gott, nicht zu Gesicht bekam, mit Photographien aus dem deutschen Familienleben eingestellt haben.

* * *

Die Fälle mehren sich

Zu dem Transvestiten, der in der Kärntnerstraße Aufsehen erregte, und Herrn Seipel, dessen Verwandlungsfähigkeit in Kirchen und Gasthäusern bestaunt wird, hat sich noch ein Herr gesellt:

(Szene in einem Ringstraßencafé). Gestern abends war ein großes Ringstraßencafé der Schauplatz einer ungewöhnlichen, grotesken Szene.

Spät abends betrat in Gesellschaft zweier jüngerer Damen eine ältere, in ein tief ausgeschnittenes Crêpe de Chine-Kostüm gekleidete Frauensperson das Lokal, die durch ihre ostentativheitere Unterhaltung auffiel. . . .

Kaffeehausgäste, die sich über ihr merkwürdiges Gebaren chokierten, veranlaßten die Herbeiholung eines Wachmannes. Wie erstaunt war man aber dann auf der Wachstube, wohin die Dame eskortiert wurde, über ihre dokumentarisch festgestellte Persönlichkeit! Sie entpuppte sich nämlich als ein pensionierter Generalauditor und ehemaliger Senatspräsident des Obersten Militärgerichtshofes, der angab, sich aus Spaß und weil er sich gern der weiblichen Kleidung bediene, als Frau kostümiert zu haben.

Man darf nicht generalisieren, aber ich habe die Austria immer so erkannt und als Ausklang des tragischen Karnevals macht es sich ganz gut. Ein Leichenberg und ein paar Jahrhunderte Zuchthaus im Hintergrund und auf der Szene zeigt der Generalauditor seine Reize. Schulter an Schulter mit der preußischen Mannszucht, die nichts anderes war als der Drang nach strenger Massage, hat sich auch die österreichische ausgelebt, und die Kehrseite der Glorie ist jene, die zwar nicht gesehen wird, aber eigentlich in Betracht kommt. Ein hochgebietender Herr war berühmt dafür, daß er in einem Bordell am Fensterkreuz zu hängen pflegte, und das Anbinden beim Militär war entweder das, was die Befehlshaber gern sahen oder gern selbst erlebt hätten. Doch wenn Nowotna von Eichensieg Männer fesselt, hat sie auch keine bessere Chance. Einer der grausamsten römischen Imperatoren endete als Weib verkleidet in einem Abtritt. Gloria transit dorthin, von wo sie kommt.

Nicht von mir erfunden

Und so grüßen wir ihn an seinem fünfzigsten Geburtstag als einen der Hüter unserer heiligsten Vaterlandsgefühle und wünschen ihm und uns, daß er sie noch recht lange mit seiner gesegneten Kunst zum Ausdruck bringen möge!
Nämlich der Schönflug.

Juni

Kunst!

Kunst.

Österreichische Kunst in Genf.

Max Oppenheimers Gemälde »Das Orchester«.

(Von unserm Genfer Korrespondenten.)

Genf, im Juni.

Das künstlerische Ereignis des Monats April war für die Genfer die Ausstellung des Österreichers Max Oppenheimer im Batiment Electoral. Max Oppenheimer, dessen Name sich in dem Jahrzehnt, seitdem er Wien verließ, in ein pittoreskes und aphoristisches »Mopp« verkürzt hat, lebt bekanntlich seit Kriegsende in Genf. — Mopp malt sich immer mehr ins Monumentale empor. »Das Orchester«, ein Tempera-Gemälde von nahezu kolossalen Dimensionen, welches soeben den Gegenstand des höchsten Interesses der Genfer Kunstfreunde erweckt, ist ein Markstein auf diesem steilen Pfad des jungen österreichischen Malers.

»Das Orchester« ist in doppelter Hinsicht ein österreichisches Werk. — Wenn der Beschauer vor Mopps Gemälde tritt, hat er das Gefühl, als müßte er sich — das Ohr zuhalten. Denn von dieser Leinwand braust ein Fortissimo ohnegleichen dem Beschauer entgegen.

— Ein paar Bratschisten und Geigenspieler haben zeichnerisch einen Schmiß, welcher — auf die Gefahr einer Übertreibung sei es gesagt —, an die Handzeichnungen eines Leonardo oder Michelangelo erinnern. Er ist ein malerischer Eklektiker, in dessen Technik sich der Stil aller Zeiten und Schulen, vom byzantinischen Mosaik bis zu den Kubisten, spiegelt. —

Der Erfolg der Oppenheimerschen Exposition im Batiment Electoral war beispiellos. Nicht alle Besucher gingen in restlosem Entzücken auf, aber man war sich einig darüber, einer höchst eigenartigen und fesselnden Individualität gegenüberzustehen. Die Genfer Kritik stellte sich fast ausnahmslos, so konservativ sie sonst ist, an die Seite Mopps. — Wann wird es den Weg an die Donau finden, wo sein Schöpfer in seinen Jugendjahren verkannt, wenn nicht verspottet, in der Schule Gustav Klimts seine künstlerische Heimat hatte?

Erschienen im 8 Uhr-Blatt, dessen Redakteur genügend Objektivität besitzt, sich an die Seite Mopps zu stellen, wiewohl er Mopps Bruder ist. (Er nennt sich infolgedessen nicht mit Unrecht: Fopp.) Wer der Genfer Korrespondent des 8 Uhr-Blatts ist und ob er vielleicht Mopp noch näher steht, ist nicht bekannt.

Le

12

•
•
•

Und was sich erst in Ägypten tut

Aus Alexandrien schreibt uns ein Wiener: Alexandrien steht im Zeichen Lehars und Kalmans, deren prickelnde Melodien das Repertoire aller Operettentheater beherrschen und jung und alt entzücken. Allenthalben hört man in den Gassen die Tanzweisen der beiden Operettenkönige pfeifen, hört sie wieder in den zahlreichen Konzertlokalen und tanzt nach ihnen in den fashionablen Hotels und Kasinos. Die ausgezeichnete italienische Operettentruppe »Nuova Select«, die gegenwärtig im neu eröffneten Kursaaltheater auftritt, verdankt den Werken der beiden Meister ausverkaufte Vorstellungen, und das europäische und einheimische Publikum singt hingerissen jeden Schlager in endlosen Wiederholungen mit. Die Begeisterung für die Wiener Operette überragt sogar das Interesse an den jetzt stattfindenden ersten Parlamentswahlen, durch die das unabhängig gewordene Königreich Ägypten in die Reihe der konstitutionellen Staaten tritt. Vor wenigen Tagen hat der gefeierte Nationalist Saad Zaghloul nach mehr als zweijähriger Verbannung seinen Einzug nach Ägypten gehalten, doch die Araber haben sich diesmal merkwürdig still verhalten und die Musahras (Demonstrationsaufzüge), die im Jahre 1921 so verhängnisvolle Folgen hatten, sind ohne Verbot unterblieben. Nur einzelne Musikkapellen durchzogen mit ihren ohrenbetäubenden Instrumenten die Stadt, und auch sie bekundeten ihre Vorliebe für Wiener Musik durch das Aufspielen des seligen Doppeladlermarsches.

Nein, ich reis' nur nach Fischamend!

* * *

Ein Nestroy-Kenner

urteilt über den Unfug der Damenbesetzung des »Lumpzavagabundus«:

Knieriem war Frau Niese: ihre tiefe gutmütig polternde Stimme verleiht der einfältigen Biederkeit des Schustergesellen echtste Farbe. Ihre Darstellung ist hervorragend. Weniger befriedigend der sonst muntere Zwirn Grete Petrovits', schon weil er (sie) den böhmischen Dialekt nicht beherrscht.

* * *

Ein anderer Nestroy-Kenner

nämlich der gewiegte Theaterkenner Wertheimer, sagt:

»Man kann Nestroy nicht ohne Nestroy spielen«, bemerkt Bauernfeld — doch er hat Hansi Niese als Schustergesellen Knieriem nicht gekannt . . . Fräulein Petrovits als Schneider Zwirn und . . . waren neben ihr die am **echtsten nestroyhaften** Darsteller dieses sehr beifällig aufgenommenen Nestroy-Abends.

Also wiewohl der Zwirn den böhmischen Dialekt nicht beherrscht hat. Dafür lernt, so heißt es, Herr Moissi bereits den wienerischen. Infolge eines Mißverständnisses meiner Anregung. Ich hatte nicht gemeint, daß er den Zwirn spielen soll, sondern ich wollte diese Rolle übernehmen, wenn er sich zur Kamilla Palpiti entschlöße. Das kann ja schön werden. Als Kainz den Zwirn spielte, mußte sich Nestroy im Grab umdrehen. Nun darf er diese Aufgabe beruhigt dem armen Kainz überlassen.

* * *

Preßburg in Wien

Es gibt jetzt, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelpen, einen eigenen Preßburger. Er denkt sich:

. . . Aber Max Reinhardt wurde in dem kleinen Orte Stampfen, drei Stunden von Preßburg entfernt, zwischen kleinen, weißgetünchten Bauernhäusern, als Sohn eines Gemischtwarenhändlers geboren. Er sah seinen Heimatsort wahrscheinlich schon einige Dekaden nicht, und jene gewissen »uralten« Leute, die ihn noch barfuß umherlaufen gesehen haben wollen, tischen sicherlich nur ein Märchen auf, wenn sie erzählen, daß sie sich an den kleinen »Maxl« noch erinnern können.

Aber selbst, daß die uralten Leute dieses Märchen auf-tischen, ist nur eine Vermutung und keine Information. Wozu desavouiert er sie also, anstatt ihnen die Freud zu gönnen?

* * *

Derselbe

. . . und dann die Niese! Zu wienerisch spricht man noch die Sprache Goethes am Preßburger Zuckermädl und in der Michaelergasse, um sich nicht krank zu lachen, wenn sie in Felix Saltens Einakter als bürgerliche Kokotte, mit dem betrunkenen

Prinzen im Schoße, hausmeisterisch vornehm »hachein!« statt »herein!« ruft.

. . . Heute noch im kernslowakischen Theaterraum sitzend, genießt der Theaterliebhaber Smetanas sämtliche Melodien, um morgen plötzlich die kernigen Verse Grillparzers an sein Ohr klingen zu hören.

. . . »Preßburg« — sagte mir ein alter Schauspieler — »Preßburg hat viel Kultur, aber man muß es verstehen, sie hervorzukitzeln.«

Man hat so lange gekitzelt, bis das da zum Vorschein gekommen ist. Es hatte uns noch gefehlt.

* * *

Pest in Wien

In einem der Waitzener Boulevard-Blätter, die jetzt in Wien erscheinen, war zu lesen:

Diese Autoren wissen nämlich, daß, wenn auch Bonvivants und erste Komiker die Säulen ihrer Werke sind, die Anwesenheit einer schönen, mondänen Frau, die durch ihre Charme alle Herzen knickt, unerläßlich ist. Sie sind in jedem Stück, wie Beöthy Lászlo so richtig sagt: wie die Rose auf der Tortel

Tescheek.

* * *

Doll

ist das Leben, das merkt man erst, wenn man auf der Eisenbahn ins Berliner Tageblatt (dessen Telegrammadresse übrigens Berlibla lautet) einen Blick tut:

In London endete jetzt eine sehr romantische Karriere. — Mit den Kinderkleidern streifte sie im Backfischalter die Vergangenheit ab. — Sie wurde bald theatermüde, sattelte um und trat als Mannequin vor die Kundschaft eines großen Modesalons. Im Grunde blieb sie aber, was sie war. Sie war auf der Bühne ein Showgirl und blieb im Modesalon ein Showgirl. — Über Extravaganzen während ihrer Bühnenlaufbahn erzählen sich die ehemaligen Londoner Freunde manche amüsante Einzelheit: — Sie besaß zwei Dutzend Hüte und noch mehr Kleider und Pelze. —

* * *

Die Sensation

wurde — gleichzeitig — wie folgt ausgeschrotet:

Der Graf . . . gab heute zu Protokoll, daß seiner Ansicht nach der Doppelsebstmord in gegenseitigem Einverständnis erfolgt sei.

Der Graf . . . erklärte, daß von einem Einverständnis zwischen dem Rittmeister und seiner Frau absolut keine Rede sein könne, . . . und er müsse die Vermutung entschieden zurückweisen.

Die Wahrheit lag wie immer in der Mitte: er war noch nicht einvernommen. Aber das ist natürlich egal; wie immer dem beteiligten Privatmann zumute sei, die Hauptsache ist, daß das Publikum etwas zu lesen bekommt. Wie sollte es je auf die Idee kommen, sich der Strolche, denen es so viel Zeitvertreib verdankt, zu entledigen, und der Universitätsprofessoren, die dieses Handwerk als eine Kulturmission feiern? Ein Dritter hatte die Untersuchung schon vorher mit der folgenden Rezension abgeschlossen:

Wieso es zur blutigen Katastrophe kam, wird niemals restlos geklärt werden können. Die arme Frau hat für das letzte ihrer Abenteuer mit dem Tod gebüßt. Sie starb, höchst bürgerlich, durch den Revolver ihres deklassierten Geliebten. Sie hat, nach Spießermoral, gebüßt und gesühnt. Wer ihr Abenteuererleben, das in Transvaal begonnen hat und durch die ganze Welt seine Fortsetzung fand, überblickt, wird von diesem banalen Schlußpunkt enttäuscht sein.

Selbst wenn Faktum wäre, was auch nicht mit einer Silbe hervorgekommen ist: daß die Ermordete, von der der Bursche nichts weiter weiß als daß sie in Transvaal geboren wurde, durch die ganze Welt ein Abenteuererleben geführt hat, selbst dann könnte man wohl sagen, daß es höher nicht mehr geht und daß eine bürgerliche Gesellschaft, die die Ehre eines Totenbetts nicht mit der Hundspeitsche repariert und die anspruchsvollen Schänder nicht auch durch den banalen Schlußpunkt des Abonnements enttäuscht, noch unter dem sittlichen Niveau dieser Journalistik lebt.

Warnung an Würdenträger

Das Niveau, auf welchem Theater und Presse, den Prostitutionsgewinn teilend, angelangt sind, dürfte in Sätzen, wie den folgenden zu voller Anschauung gelangen:

Kleine Wunderwerke sind die Schuhe der Werginz, besonders die weißen Nubuksandalen mit zwei Spangen machen ihren Fuß noch kleiner. Schuhhaus Franklin (Adresse) schuf außer diesen auch die schwarzen Sämisch-Ristspangen mit Lackstreifen verziert und die Goldbrokat-Durchbruchsandalen.

Oder:

Die wirklich reizenden Schirme, die Fräulein Kreith so kokett zu bewegen weiß, stellte das Schirmgeschäft »Zum Magnet« (Adresse) bei. Man hatte wirklich Lust, mit den Künstlern die Autoreise mitzumachen, so vornehm präsentieren sie sich in den modernen Automänteln aus dem Lederkonfektionshaus Schindler (Adresse).

Noch mehr Lust weckt das Folgende:

Im letzten Akt bietet sich den Zuschauern ein hübsches Bild. Sechs Damen liegen in sechs goldverzierten Paradies-Messingbetten der Firma M. Steiner & Söhne, entschlüpfen den Liegestätten und eilen an den koketten Nachtkästchen vorbei zu den geschmackvollen Messingwaschtischen, die den Blicken durch einen geschickten Drehwandtrick entzogen werden. Der Paradiesbetten-Steiner (Adresse) hat mit diesem anheimelnden Mädchenpensions-Schlafzimmer ein Meisterwerk der Milieukunst geschaffen.

Das alles, von Journalisten stilisiert, erscheint im gleichen Druck wie das unbezahlte Referat, bloß, der gesetzlichen Not gehorchend, nicht dem Herausgebertrieb, durch ein Kreuzel von jenem unterschieden. Sich vorzustellen, daß der Verfasser des unbezahlten Referats wagen dürfte, die Ausstattung zu tadeln, für deren Lob gleich daneben so viel verdient wird, ist einfach unmöglich. Und dieser Herr Benedikt, der von der Verhörung des Theaters wie seines eigenen Betriebs an jedem Sonntag die

dicksten Einnahmen hat und der dem Paradiesbetten-Steiner gewährt, was er dem Fackel-Kraus um keinen Preis gewähren würde (daher dessen Wut), ist der angesehenste Publizist dieses Landes, und die höchsten Staatsbeamten, Richter, Männer der Wissenschaft und sonstiges Würdenvolk, wetteifernd um die Gelegenheit, Gnade vor seinen Augen zu finden, kennen keinen höhern Ehrgeiz, als gratis die Lockvögel für ein Geschäft abzugeben, das, von aller kulturellen Unsauberkeit abgesehen, ein Betrug an den Lesern ist. Es ist zum Speien. Ich werde, wenn das so weiter geht, an jeden einzelnen dieser Würdenträger die Frage richten, ob ihm denn wirklich weniger daran liegt, von mir mißachtet als vom Herrn Benedikt beachtet zu werden, und von Fall zu Fall eine Liste der Aussätzigen zusammenstellen, von der aber auch keiner durch die mir so oft übermittelte Entschuldigung ferngehalten werden soll, daß er nicht imstande gewesen sei, sich der Zudringlichkeit der Neuen Freien Presse zu erwehren. Wir wollen den Herren Würdenträgern, die keine haben, und den Herren Funktionären, die nur entgegenkommen und nicht entgegentreten können, schon etwas Männerstolz vor den Thronen, die es in der Republik noch gibt, beibringen, und wenn es nicht gelingt, dann sollen sie sich nicht darüber beklagen, daß ihr Name, der sonst nur auf zeitgenössische Ehren angewiesen wäre — wie zum Beispiel auf die Liste der bei Poppers Dinierenden — auch als der von Mauermachern dunkler Inseratengeschäfte auf die Nachwelt kommt!

Glossen

Einen Einser in Sitten

lc
verdient nach einem ihrer letzten Kommuniqués zweifellos die Polizeidirektion,

deren Streben, den Interessen der Bevölkerung zu dienen, im Publikum und bei der führenden Tagespresse bisher stets gewürdigt wurde.

War einmal die Neue Freie Presse streng und tat sie der braven Sittenpolizei Unrecht, indem sie sie fälschlich eines geradezu ungeheuerlichen »Mißgriffs« beschuldigte, so erhielt die Fackel eine Berichtigung. Aber diese vermag das Streben durchaus nicht zu würdigen, weil sie, selbst wenn der Sittenpolizei nicht der geringste Mißgriff passiert, auch mit dem Griff nicht einverstanden ist, ja schon nicht damit, daß es eine Sittenpolizei gibt. Denn was gehen die Polizei unsere Sitten an? Auch wenn sie noch so eindringlich versichert, daß sie in diesem Punkt nur um unsere Gesundheit besorgt sei, so stellt sich, wie ein Blatt mit sensationeller Absicht, aber sachlicher Berechtigung entdeckt hat, leider heraus, daß der Punkt, nämlich der, aus dem zwar alles zu kurieren ist, wengleich auch alles zu infizieren, uns noch immer hieramts als »schwarzer Punkt« angemerkt wird. Aber das wünschen wir nicht mehr. Von erfolgreichen Razzien, Rekognoszierungen von Chambres séparées, Ausräucherung von Liebesnestern und dergleichen strategischen Notwendigkeiten, die keine sind, wollen wir nicht mehr hören und bitten den kultivierten Mann, in dessen Namen sich das alles begibt und der doch in Genua mit Europäern zusammengekommen ist und dort, sowohl in den Kreisen der Diplomatie wie in deren Umgang, »gewerbsmäßige Unzucht« in Fülle geschaut hat, dafür zu sorgen, daß dieser Begriff aus dem Vorstellungsleben der Wiener Polizeidirektion definitiv verschwinde. Ich möchte ihn überhaupt nur noch zur Kennzeichnung der führenden Tagespresse, die das Streben der Polizeidirektion würdigt, gelten lassen. Es ist ja ganz gewiß wahr, daß die Kuppelei »ein in die strafgerichtliche Kompetenz fallendes Delikt« ist, aber abgesehen davon, daß es tagtäglich von der führenden Tagespresse begangen wird — wenn die

Jalbus altb

Behörde wegen jeder strafbaren Handlung einschreiten wollte, wie viel hätte sie allein wegen des täglich verhöhnten § 26 des Preßgesetzes zu tun, der noch dazu erst erschaffen wurde, während die Sittlichkeitsparagraphen ein alter Trödel sind, den zu strapazieren jedem Kriminalisten eben die Schamröte ins Gesicht treiben müßte, die sich ihm leider noch immer vor dem Naturereignis des Geschlechtsverkehrs einstellt. Es ist doch wirklich kaum erträglich, zwar keinen Kaiser zu haben, aber in Fragen des allerpersönlichsten Lebens auf das Gutdünken einer Obrigkeit angewiesen zu sein, also einen Umsturz erlebt zu haben, von dem alles, nur nicht jene Sittenkommission berührt sein soll, durch deren Medium sich der weiland Kaiser Franz für unsere Privatangelegenheiten interessiert. Wir verdanken diesem Umsturz und meiner Nachhilfe immerhin die Ausmerzung des lieblichen Wortes »Frauensperson« aus dem Wörterbuch der Moralbureaukratie und möchten nun auch den Eifer, mit dem sie der Sache anhängt wie eh und je, entbehren. Dagegen bliebe der Sicherheitsbehörde, die vielleicht in keiner Epoche notwendiger war als in dieser, ein weites Betätigungsfeld, wenn sie, abgesehen von dem populären und zumal seit der Heldenzeit in Ehren gehaltenen Delikt des Diebstahls, einem noch immer zeitgemäßen Strafparagraphen, nämlich dem gegen Mord, ihre ausschließliche Aufmerksamkeit und womöglich die präventive Obsorge zuwenden und überzeugt sein wollte, daß die Freudenmädchen im Allgemeinen nicht gefährlicher sind als die Hakenkreuzler. Was die Preßfreiheit anlangt, der jetzt gern mittels eines auch schon zweifelhaften Paragraphen die Grenze vor der »Herabwürdigung« der behördlichen Autorität gesetzt wird, so dürfte es der Polizeidirektion hinlänglich bekannt sein, daß ich sie, nämlich die Preßfreiheit, vom Gesichtspunkt einer Kulturgesetzgebung als ganze verneine und wünschen würde, die Machtmittel des Staates täglich in hundert Fällen aufgeboten zu sehen, die uns — meist als analoger Eingriff in die Freiheitsrechte des Privatmenschentums — ein Greuel und eine Qual sind. Wird sie ausnahmsweise zum Schutz dieser Lebensgüter in Anspruch genommen, so schütze ich sie. Vollends aber will sich mir die Urbanität und Weltgewandtheit eines Mannes, der während des Kriegs den Zumutungen der Menschenmaterial-

verwalter ehrenhaften und besonnenen Widerstand geleistet hat, nicht mit einem moralischen Dunstkreis verbinden, in dem es noch immer »schwarze Punkte« gibt, ein kaum zu verbergendes Behagen an der Möglichkeit des »Abschiebens« zum Ausdruck kommt, untersucht wird, ob in einem Hotel Mädchen mit ihren »ständigen Freunden« einkehren oder mit »neuen Freunden«, die Trinkgelder, die der Portier erhielt, communiqufähig sind und mit gehaltenem Pathos die Tatsache vermerkt wird, daß eine Artistin 800.000 Kronen Monatsgage hatte, »während ihr Budget sechs Millionen betrug«. Man denke. Aber sonst ~~ist man~~ saniert und das Selbstgefühl eines Staates/gesund, dessen Hofräte bloß den Weg über den Schottenring machen müssen, um ein Einkommen, mit dem sie nicht auskommen konnten, zu vergrößern, und dessen Oberfinanzräte in Massen von den Bankdirektoren, die sie zu besteuern hatten, »übernommen« werden, da es ja erfahrungsgemäß den Wächtern bei den Räufern noch besser geht als den Räufern bei den Wächtern. Doch wenn unter aller Prostitution — und verpönt ist nach wie vor nur die des Geschlechts und erlaubt ist, was nicht gefällt — der Fall der armen Artistin der ungefährlichste und/honorigste ist: welche vom sittenpolizeilichen Standpunkt anfechtbaren Möglichkeiten böte nicht jedes Gelage der Hautefinance, an dem teilzunehmen die Welt der Würde für eine Ehre hält? Und welches Sittenbild bietet das Leben einer führenden Tagespresse, von der gewürdigt zu werden, sie den offen einbekannten Ehrgeiz hat!

H. J. D. v. a. i. o.
L. i. f. l.

12

12

* * *

Alles wird saniert

(Künstlerehe.) . . . führte an, er habe seine derzeitige Frau nicht aus Neigung, sondern bloß aus Pflichtgefühl geheiratet, weil er das mit ihr schon früher unterhaltene Verhältnis durch die Ehe sanieren wollte.

* * *

Einstellung und Impuls

oder

Wie macht man das?

Das Wesen der »Schule der Weisheit« in Darmstadt dürfte sich darin ausdrücken, daß es sehr schwer ist zu erfahren, welche dort gelehrt wird, noch schwerer vielleicht, als das Wesen der

Anthroposophie nebst Dreigliederung zu erfassen. Als ein bahnbrechender Propagator dieser Schwierigkeit wirkt jener Prinz Rohan, der dem Umstand, daß er ein Prinz ist, einen großen literarischen Anhang verdankt, und durch den Umstand, daß er diesen hat, als Prinz auffällt. In den Kreisen der Kultur hat ihm seine gesellschaftliche Herkunft mindestens so große Beachtung verschafft wie in den Kreisen des Jockeiklubs der Entschluß, sich statt diesem einem Kulturbund zuzuwenden. Er verbreitet nun die Lehre Keyserlings und ich glaube schon klar gemacht zu haben, daß er deren Bedeutung vor allem in einer »Einstellung« erkennt, die, wenn man auch nicht erfährt, worauf man sich einzustellen habe, doch grundlegend sein muß, und in einer »Auswirkung«, die, wenn man einmal auf sie eingestellt ist, sich von selbst ergibt, wozu freilich auch ein »Impuls« gehört, der sehr heftig sein muß, wenn man auch nicht weiß, worauf er gerichtet ist. Näheres teilt jetzt der Prinz Rohan im Neuen Wiener Journal mit, das sich überhaupt vieler hocharistokratischen Originalmitarbeiter erfreut, während die bürgerlichen Beiträge, mit Ausnahme von Bahrs Tagebüchern, ausgeschnitten werden. Rohan erläutert:

Als ich vor zwei Jahren zum erstenmal zu Keyserling kam, fragte ich aus der Einstellung des Gymnasiums und der Hochschule heraus nach der Definition von »Sinn«. — »Denken Sie darüber nach, Sie müssen es selbst finden, ich darf es Ihnen nicht sagen.« — Darauf gab es nur ein Kreditgewähren und diesem Anrufe gehorchen oder den ganzen Keyserling als lächerliche Erscheinung abtun. Er zog jenes vor.

Heute weiß ich, daß dieses »Nichtdefinierenddürfen« tatsächlich aus bewußtem, höchstem kosmischem Ethos kommt, das sein Wesen überall dort beherrscht, wo er ex cathedra als Berufener wirkt. Was ist das nun für ein Ethos? Ein kosmisches, kein komisches also:

Jede wirkliche Größe hat irgendwo eine lächerliche Seite, nur Mittelmäßigkeit ist »seriös«, ihr fehlt auch der überlegene Humor, mit dem Größe ihre Lächerlichkeit bejaht. Im heutigen Europa gibt es keine Erscheinung, die von außen gesehen in so hohem Grade lächerlich wäre, wie die Schule der Weisheit.

Der Schein trägt, nicht die Schule der Weisheit.

Wer aber zentral von ihrem Impulse getroffen wird, der weiß, daß höchster sittlicher Ernst, stärkste Verantwortlichkeit und äußerster Heroismus notwendig sind, um sich zu tiefst aufrichtig ohne Selbstbelügung als ganzer Mensch zu Darmstadt bekennen zu dürfen.

17

Denn Darmstadt spannt zum Äußersten und fordert von jedem das Höchste — und das ist unbequem.

Ich bin bereit. Also was ist das für ein Impuls?

Mit welchem Impetus der Impuls wirkt, konnte man am Einleitungsvortrag Keyserlings feststellen. Er sagte meritorisch das gleiche wie zum Schlusse der vorjährigen Tagung.

Was sagte er damals?

Damals vor einem Jahre schlug ein Blitz in uns ein und wir erschauerten vor der Neuigkeit der Perspektive. Diesmal war uns dasselbe selbstverständlich geworden, eben weil wir in die Perspektive bereits hineingewachsen waren.

Bitt[!], ich möcht[!] auch! Was für eine Perspektive ist das also?

Was in den zehn Vorträgen der Tagung gesagt wurde, soll unerwähnt bleiben, denn im Sinne der Schule der Weisheit ist Sachliches nur Mittel und nicht Zweck, denn nach Keyserling »komme es keineswegs auf das Weltalphabet, sondern nur auf den Sinn an, den jener ausdrückt«.

Wer? Welchen Sinn?

Ebenso wie Keyserling die Welt nicht definiert, sondern schaut, ebenso wie er Menschen nicht erkennt, sondern intuitiert, ebenso erklügelt er seine Tagungen nicht, sondern komponiert sie. Aus dem Kosmos holt er mit Halsbrecherischem Wagemut — trotz aller scheinbaren Dämonie stets Prometheus und nicht Luzifer — den großen zeitlosen Aspekt, schleudert ihn im ersten Vortrage in die Geschichte, läßt ihn von seinem Orchesterpolyphon variieren und reißt Orchester und Zuhörer in seinem Schlußwort wieder aus der kausalen Zeitlichkeit in die freie Ewigkeit des Unendlichen empor. Er kann es, weil seine Philosophie Komposition in Welttönen ist, er kann es, weil er nicht nur Komponist, sondern auch Dirigent, sein Konzert bewußt magisch zum Zusammenklang hin abtönt und er kann es, weil er von sich das Höchste verlangend die höchste Anforderung an seine Vortragenden stellt und dadurch höchste Leistung erzwingt.

Mit einem Wort, als ob er Gustav Mahler wäre. Aber wie macht er das? Man erinnert sich, Rohan hat uns schon einmal Wunderdinge von dem »Geistesdirigenten« erzählt und als kontrapunktische Höchstleistung die Zusammenstellung eines Majors und eines Rabbiners, also die Paarung des Strengen und des Zartesten was es gibt, gepriesen. Diesmal stellte man sich in Darmstadt auf einen mohammedanischen Indier ein, hinter dem, wie Rohan sagt, »der heiße Atem der Wüste stand«, und außerdem gab es ein Duett zwischen einem Pastor und einem Katholiken:

*hier ist es, Punkt an
Anfang, a priori H. 442*

In dieser scharfen Antithese, zwischen Protestantismus und Katholizismus kam am schärfsten der Winkel zum Ausdruck, den Keyserling allein in seinen Tagungen meint, der allein das Symbol für die Schule der Weisheit ist, jener offene Winkel, der Dogmenbildung a priori ausschließt, hingegen jene Einstellung gibt, aus der allein bewußt betonte Einseitigkeit des empirischen Ichs zu ökumenischer Weltweite finden kann.

Rohan ist ein Denker. »Ökumenisch« macht sich hier a priori sehr gut und zumal als Kontrast zu »empirisch«. Aber die Leser des Neuen Wiener Journals, die von Husserl verwöhnt sind — nicht von dem Philosophen, sondern von dem gleichnamigen Schlafwagenkondukteur, dessen Erinnerungen an Klarheit nichts zu wünschen übrig lassen —, möchten sich endlich in dem Darmstädter Winkel zurechtfinden. Da, endlich, das »dritte Ereignis«: Artur Zickler, und in dem ist

*H, H. Husserl
L. Hoff.
L. Spanner
/.*

die gesamte Sehnsucht der heraufkommenden europäischen Jungführer verkörpert, die dem Geiste nach Faszierten sind. . . . Ohne rationalistisch zu Ende definiertes Programm, ebenso wie der italienische Faschismus wissen sie genau, worauf es ankommt, sie glauben an den Geist, zu dem sie sich bekennen, und glauben daher, daß sie zu jedem Problem das rechte Wort finden werden, wenn die Zeit es von ihnen fordert. . . . Zickler war wohl für die meisten, die den Mut »zum Heute« haben und an der Gestaltung der Welt von morgen mitschaffen wollen, das tiefste Erlebnis der Tagung. Hinter ihm stand die Welt, wie wir sie sehen, in ihm lebten alle großen Probleme auf, an denen wir leiden. Er ist der erste deutsche Faschist, den ich gesehen, er ist Führernatur durch und durch und hat Fähigkeit, Mut und Wille, die Dinge in seinem Sinn zu gestalten. Möge das Deutschland ihn bald als einen der ganz wenigen großen Führernaturen erkennen, die es heute besitzt.

Und Hitler ist ein Hund? Rohan schließt:

Voriges Jahr konnte ich aus tiefstem Gewissen sagen, daß die Schule der Weisheit durch keinen Spott mehr verwundbar feststehe. Heute kann mehr gesagt werden: sie erfüllt ihre wesentliche Aufgabe so intensiv und ganz, daß sie sie bald vollendet. . . .

Also welche?

Ist ein kosmischer Impuls richtig gesetzt, so finden sich die paar Menschen, auf die es ankommt und die nunmehr den Impuls in der Wirklichkeit auswirken. Sie müssen sich aber dem Anruf des Ewigen stellen

Das ist die Bedingung.

— und deshalb fordert Darmstadt höchste Verantwortlichkeit, tiefsten sittlichen Ernst und äußersten Heroismus.

So, jetzt wissen wir's.

Passive Resistenz der Setzmaschinen

Der Theaterdirektor Robert, der einem Parterre von Haifischen die Andacht des Duse-Gastspiels darbot, schildert in einem Feuilleton, wie er, selbst nur einer aus der andächtigen Menge, »mit Herzbeklemmungen« ins Theater gegangen sei, nämlich in der Furcht, daß die Augen der Duse, die Bewegungen der Duse und auch die Stimme der Duse, die in seinem Gedächtnis jahrzehntelang wie Beethovensche Musik — ausgerechnet — weiterklingt, dem Naturgesetze »ebenfalls untertan« sein könnten; denn, sagt er, »daß der Mensch altert, ist ein Naturgesetz«. Der Gedanke war ihm »irgendwo unerträglich« (wo denn?); und auf dem Weg ins Theater fiel er ihm ein. Er gelangt jedoch, nachdem er die Duse nicht nur, unbekümmert um diese Möglichkeit, engagiert, sondern auch gesehen hat, zu der weiteren Erkenntnis: »Der Mensch altert allerdings«. Aber beim Künstler, speziell bei der Duse ist dies nicht der Fall. Und er setzt sogar hinzu: »evoé! Das ist sonst zwar ein Jubelruf der Bacchantinnen und nicht der Theaterdirektoren, kommt nicht aus dem Französischen und bedeutet auch nicht so viel wie *eviva!*, aber das macht nichts, die Kunst bleibt bis zum letzten Atemzug jung und er wird die Bewegung, mit der die Duse am Schluß zusammenbricht, nie, nie, nie vergessen. Aus diesem Grunde hielt sich die Setzmaschine für verpflichtet, auch auf das Folgende besonderen Nachdruck zu legen:

— — — — — Diese
Glossen drängen sich auf, — vielleicht, weil
ich bei dem letzten Auftreten der Duse noch
bei dem letzten Auftreten der Duse noch
nichts von passiver Resistenz der Bühnen-
angehörigen, nichts vom Imprägnieren der
Dekorationen, nichts von der Balance der
Einnahmen und Ausgaben gewußt habe.

So irdische Interessen halten jetzt den Theaterdirektor umkrallt.
Damals war er schlichter Theaterkritiker und durfte als solcher

my Heyse
eviva
2

»ungehemmt versuchen«, die Impressionen, welche der Duse zu danken waren, »in den Worten der menschlichen Sprache irgendwie festzuhalten«. Also irgendwie wird es schon gewesen sein. Und heute? Man ist Theaterdirektor, der aber doch auch ein Herz im Leib hat und seine Duse-Andacht verrichten will, während man ihm vorrechnet, was er an ihr verdient. Man tut ihm unrecht, der Gewinn steht in keinem Verhältnis zum Risiko und sein Antrieb zum Engagement der Duse — freilich ohne Ahnung, daß sie einem Naturgesetz unterworfen sein könnte — war ein ganz anderer. Nämlich:

— — Wenn jemand den Rat des Dichters: »Du sollst die Blumen jeder Stunde pflücken!« — wenn jemand diesen Rat wörtlich befolgt, wird er nie begreifen, daß einen Theaterleiter von einiger Ambition in diesem Fall die Gewinn- und Verlustrechnung in diesem Falle die Gewinn- und Verlustchancen nicht interessieren;

Also was sonst? Man merkt, daß die Setzmaschine wie vor den Kopf geschlagen war und einfach nicht mehr konnte; sie verschlug ihm die Red'. Sie derfing sich aber wie folgt:

daß es ihm
nur Freude, nur Stolz, nur ein einmaliges
Freude, nur Stolz, nur ein einmaliges
Glücksgefühl bedeutet,

also ein zweimaliges Glücksgefühl! hätte Zwirn bei der Vorlesung dieses Leim-Briefes durch Papa Hobelmann eingeworfen — —

wenn die Kunst der
Eleonora Duse gerade in seinem Theater
non neuem erklingt.

Man sieht, daß die Setzmaschine ausgerechnet an jenen Stellen, wo das Herz in seine Rechte tritt, Manderln macht. Passive Resistenz, wie die Bühnenangehörigen. Sie ist unsentimental, arbeitet direkt den Absichten des Autors entgegen und erscheint mir seit jeher als das wohlthätigste Regulativ der Zeitung. Schon die Druckfehler, die das einzelne Wort betreffen, bilden ein gesundes und versöhnliches Element im Walten der Tagespresse; wenn eine nachträgliche Korrektur des sonstigen Textes erfolgte und

jene dadurch besser zur Geltung kämen, wäre alles in Ordnung. Aber das sind doch mehr minder Zufallserscheinungen. Auf die Setzmaschine ist immer ein Verlaß; sie hat mich noch nie enttäuscht. Sie bringt die Ironie mit, ohne die das Pathos des Berufs ungenießbar wäre. Das Gefühlsleben eines Theaterdirektors läßt sie gar nicht erst aufkommen. Sie hat vorweg weniger Glauben und verliert die Geduld viel schneller als der Leser.

* . *

Ein von der Kammerfrau der Duse hinausgeworfener Interviewer

weiß deshalb nur das Folgende auszusagen:

Ist sie wirklich da? Niemand hat mit ihr gesprochen, niemand hat sie gesehen.

Ein Trugschluß. Weil er nicht mehr da ist, glaubt er, sie sei nicht da. Aber gerade der Umstand, daß niemand mit ihr gesprochen, niemand sie gesehen hat, beweist doch, daß sie da ist.

Selbst dem Gesandten ihres Landes, der sich als aufmerksamer Diplomat ihr vorstellen wollte, blieb die Tür ihres Zimmers verschlossen.

Diese Mitteilung — in dicken Lettern — kommt schon immerhin dem Geständnis nahe, daß sie da ist. Aber es soll auch dartun, daß es keine Schande für einen Journalisten sei, von ihr nicht vorgelassen zu werden, wenn das sogar einem passieren kann, den das Land und nicht das Blatt gesandt hat. Man gehört so für den Augenblick des Hinauswurfs gleichsam zum diplomatischen Korps und muß sich taktvoll benehmen. Man tut infolgedessen, als ob man noch immer nicht wüßte, daß sie da ist.

Ist sie wirklich da? Der polizeiliche Meldezettel überzeugt. Unter den Angekommenen des 15. d. findet sich folgende Eintragung:

»Eleonora Duse, Private, geboren in Vigevano am 3. Oktober 1859, verheiratet, katholisch, Staatsbürgerschaft: Italien, Heimatsort: Venedig, frühere Wohnung: Venedig.«

Sie ist also da. Es kommt heraus.